

Est. A-1457
Bd. 73 Heft 5.

Rf. 458857
Mai 1912.

Baltische Monatsschrift

Jahrgang 54

Verlag:
Jonck & Poliewskij
Riga.

Cacao

impalpable

Suchard

très recommandé

Vertreter: HERM. TALLBERG, Riga, Wallstr. 25.

===== Haupt-Depôt der schweizer Chocoladen: =====

**Milka-, Velma-, Noisettine - Suchard,
Noisettes-, Nocato-, Mousseline-Suchard.**

**Ihr Schuhwerk
wird geschützt**

und auffällig blank polirt durch

—❖—❖—❖ **ERDAL** ❖—❖—❖—

millionenf. bewährter Schuhcreme.

Haupt-Depôt: HERM. TALLBERG,

===== Riga, Wallstrasse 25. =====

Pachtconsortium der
 Aktien-Gesellsch. der chemischen Fabrik
Trampedach & Co., Riga,
Haematogen Trampedach.

Die besten Apparate der Neuzeit u. gewissenhafte Ueberwachung der Fabrication geben uns die Möglichkeit, eine unübertrefflich hohe Qualität garantieren zu können.

Da Manche gegen das flüssige Haematogen Abneigung hegt oder auch das darin enthaltene Glycerin und den Alkohol nicht vertragen kann, liefern wir außer dem flüssigen Präparat auch

Haematogen trocken in Pulver,
Haematogen-Schokoladetabletten
 und als Neustes
Haematogentabletten „Mediew“.

Reinem entsprechen, billig im Gebrauche

Sagensberger Park,

Direktion: Ernst Sprecher.

Täglich 8¹/₂ Uhr:

Operette — Garten-Konzert.

Gäste:

Kurt Busch,
Marta Kolmar-Busch,
Käte Schleithner etc.

Nach der Vorstellung im Speise-Saal:

Eintritt frei!!! BUNTE BÜHNE. Eintritt frei!!!

Est. A



i 204 53267

13850

Baltische Monatschrift.

Verlag von Jont & Poliewski, Riga, Kauffstraße 3.

Erscheint monatlich in Heften von 5—8 Bogen; einmal jährlich zwei Hefte zusammen als Doppelheft.

Bezugspreis: 8 Rbl. jährlich, nach auswärts unter Kreuzband Rbl. 9.—, ins Ausland M. 20.—, im voraus zahlbar.

Bestellungen nehmen der Verlag und alle deutschen Buchhandlungen entgegen.

Die Preise für Inserate im Anhang betragen in Rubeln:

| | 1/1 Seite | 1/2 Seite | 1/4 Seite |
|----------------|-----------|-----------|-----------|
| 1 Mal . . . | 15.— | 8.— | 5.— |
| 1/4 Jahr . . . | 35.— | 20.— | 12.50 |
| 1/2 Jahr . . . | 65.— | 35.— | 20.— |
| 1/1 Jahr . . . | 125.— | 65.— | 35.— |

Briefe und Beiträge sowie alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke sind an die Redaktion der Baltischen Monatschrift, Riga, Kalnezeische Str. Nr. 17a zu richten.

Inhaltsverzeichnis.

| | Seite |
|--|-------|
| Handelsbeziehungen zwischen Holland und Livland im XV. Jahrhundert. Von Wilkam Meyer | 267 |
| Die Pytalowische Zweigbahn im Jahre 1905. Eine Episode aus dem Aufstande in den Ostseeprovinzen. Von H. G. Koschew. Übersetzt von A. Busch | 280 |
| Die Anfänge geburtshilflich-klinischen Unterrichts an der wiedererrichteten Universität Dorpat. Von James Brock | 302 |
| Ein Goethe-Bildnis aus dem Nachlaß des Historienmalers G. v. Neutern. Mit Abbildung. Mitgeteilt v. F. G. Falsk | 321 |
| Der Verlauf einer Landschaftsversammlung im Kreise K. Ein wahrheitsgetreuer Bericht von Issewolod Garschin. Aus dem Russischen von Geturich Johannson | 324 |
| Wandlungen im geistigen Leben | 335 |
| Aus der neuesten Literatur des ostseeprovinziellen Privatrechts (Wukowski, Die Zivilgesetze der Baltischen Gouvernements. — M. D. Grödinger, Das Forderungsrecht der Baltischen Gouvernements.) Von H. v. Lufau | 348 |
| Korrektur zum Artikel über „Die Landbevölkerung Harriens nach dem Nordischen Kriege.“ (Februarheft der „B. M.“ S. 115 ff.) Von Paul Baron Angern-Sternberg , cand. jur. | 345 |

Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Herausgeber und Redakteur Dr. Fr. Biemann.

Druckerei der „Baltischen Monatschrift“, Riga.

Zweite Rigaer Gesellschaft gegenseitigen Credits

R i g a ,

Ecke der Sand- und gr. Jacobstraße, im eigenen Hause,
empfiehlt während der

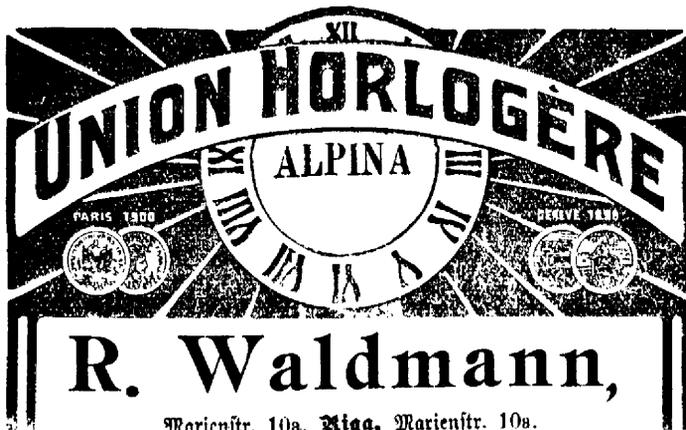
Reise-Saison und auch für das ganze Jahr ihre **Schranzfächer (Safes)**
unter Selbstverschluß der Mieter in verschiedenen Größen, desgleichen werden auch
Wertsachen in eigenen Kisten, Körben und Kästchen zur Aufbewahrung entgegen-
genommen.

Berner weisen wir auf die unversehrt zur Ausgabe gelangenden

Welt-Virtular-Kreditbriefe hin, die ohne Avis an allen Hauptplätzen der
Welt zahlbar sind.

An- und Verkauf von ausländischen Wäuzen sowie sämst. Wertpapieren.
Nimmt **Giro- und Jahres-Einlagen** zu günstigen Zinssätzen entgegen und gibt
Empfehlungen aufs In- und Ausland ab. **Darlehen gegen Wertpapiere.** |
Intasso von Wechseln und Eisenbahnduplikaten.

Versicherung gegen Amortisation von allen Prämien-Anleihen.



Marienstr. 10a. Riga, Marienstr. 10a.

Teleph. 3558.

**Taschenuhren, Zimmeruhren, Weckuhren,
(weitgehendste Garantie). Uhrketten, goldene
Ringe, Silberwaren.**

**Gewissenhafte Ausführung aller Reparaturen in eigener Werkstatt.
Sonntags von 12 - 5 Uhr geöffnet.**

„Schloß Bergfried“ physiolog. hygienische Salze

hergestellt von **H. Winkler u. Co.** nach Rezepten des Kaiserlichen geheimen Sanitätsrates Dr. med. **Uffersperger**, der sie in mehr als 30-jähriger Praxis ausprobiert und vervollkommen hat.

Vom Medizinikrat in Rußland gestattet.

Generalvertreter für Rußland: S. Söbte, Riga, Alexanderstr. 16.

Koßisch 847. — Telephon 3596. — Telegr.-Adr.: Söbte, Riga.

Physiologisches Normalsalz (hyg. Salz D. Karton 75 R.

Chemische Zusammensetzung: Natrii phosphoric., Natrii sulphuric., Natrii chlorat., Seignettesalz, Natrii formic., Kali sulphur., Ammonii phosphoric.

Das sorgfältig gemischte trockene Pulver stellt eine physiologische Salzmischung dar, wie sie im normalen Blute des Menschen sich vorfindet, resp. vorfinden sollte. Die tägliche Zufuhr von 6 bis 7 Gramm dieser Salzmischung als Zusatz zur Nahrung bringt lettere auf die Höhe der physiologischen Anforderung und gewirktester, so weit dies möglich ist, die Erhaltung der Gesundheit und fördert den günstigen Verlauf eingetretener Krankheiten.

Die Zufuhr solcher physiologischen Salzmischung kann nie schaden, sie kann nur nützen.

Dr. Uffersperger, Kaiserl. Geheimer Sanitätsrat.

Hygienisches Salz II (purum). Karton 75 Kop.

Chemische Zusammensetzung: Natrii phosphoric., Natrii sulphuric., Natrii muriat., Seignettesalz, Natrii formic., Kali sulphuric., Ammon. phosphor., Calcii phosphor., Magnes. carbon.

nic., Mangan. carbonic., Silicium amorph., Ferrum albuminat., Calcii florat.

Diese Salzmischung enthält alle mineralischen und erdigen Bestandteile des menschlichen Körpers in physiologischer Menge und Mischung und eignet sich vorzüglich als Zusatz zur täglichen Nahrung in Suppen, im Gemütle, in Wein u. dergl.

Die tägliche, regelmäßige Zufuhr dieses Nährsalzes in der Menge von 7—8 Gramm pro Tag fördert den nötigen Erfolg der im täglichen Stoffwechsel normaler Weise ausgeführten mineralischen Stoffe und ist **unentbehrlich zur Erhaltung der Gesundheit.** Da in diesem Salze die mineralischen Grundlagen aller Körpergewebe, unter anderem auch der Haare und Zähne enthalten sind, so kann der Gebrauch dieser Salzmischung nicht genug empfohlen werden, um z. B. gesunde Zähne und Knochen zu beschaffen, also bei Kindern vom ersten Tage der Geburt an; dann bei schwächeren Frauen, um deren Blut das mineralische Bildungsmaterial für die Körperkraft zuzuführen; dann bei drohendem Haarschwund und bei den Rückbildungszuständen.

Dr. Uffersperger, Kaiserl. Geheimer Sanitätsrat.

Hygienisches Salz für Nerven. Karton 1.50 Kop.

Chemische Zusammensetzung: Amonii phosphoric., Natrii phosph.

Die mineralische Grundlage unseres Nervens — Lecithin, ist phosphoricaures Ammoniat. Ohne reichliches Nervenöl in den Nerven unserer Nerven und ohne reichlichen Erfolg des Lecithins im Gehirn ist eine gesunde, leistungsfähige Tätigkeit im Gehirn nicht möglich. Wer also seine gesunde Nerventätigkeit auf der Höhe der Leistungsfähigkeit erhalten will, wird gut daran tun, für den Erfolg der mineralischen Grundlage des Nervens zu sorgen und täglich eine Messerspitze obigen Nervenölzuges nehmen.

Dr. Uffersperger, Kaiserl. Geheimer Sanitätsrat.

Wir bitten um Vorausbezahlung des ganzen Betrages einer Bestellung oder um eine Anzahlung. Im letzteren Falle wird der Rest per Nachnahme erhoben. Nachnahmebefehle trägt der Besteller.

Wer nicht direkt vom Generalvertreter S. Söbte, Riga, kauft, der verlange in Apotheken und Drogerien stets ausdrücklich „Schloß Bergfried“ Nährsalze und weiße Nachnahmenen zuzuf.

Trinken Sie kein

Wasser, keinen Kaffee, keinen Tee, keine Limonade etc, ohne jedesmal eine kleine Messerspitze Normalsalz (hygienisches Salz I) hinein-zurühren, jedoch in der Regel nicht mehr als $\frac{1}{2}$ Teelöffel täglich.

Essen Sie keine

Suppe, kein Gemüse, überhaupt keine Speise, ohne stets etwas hygienisches Salz II dabei zu verwenden, jedoch in der Regel nicht mehr als $\frac{1}{2}$ Teelöffel täglich.

Künstliches Mineralwasser

wird leicht und billig zubereitet aus dem hygien. Salz I, welches der physiologischen Blutbeschaffenheit entspricht. Seine Wirkung übertrifft die der natürlichen Mineralwasser.

Mühlrad-Yoghurt-Tabletten können dauernd ohne jegliche Schädigung genommen werden: je eine Tablette nach der Mahlzeit, 3 mal täglich, für Erwachsene sowohl als Kinder. Originalpackung f. 12 Tage Rbl. 2.—.

Wir empfehlen folgende Sätze:

1. Normalsendung, bestehend aus 5 Kart. hyg. Salz I und 5 Kart. hyg. Salz II. Preis R. 7.50. Nervöse nehmen dazu 1 Kart. Nervenöl. Dann kostet der Satz R. 9.— franko. Reicht für ca. 5 Monate.
2. Salbe Normalsendung, bestehend aus 3 Kart. hyg. Salz I und 2 Kart. hyg. Salz II. Preis nebst Porto R. 4.— Nervöse nehmen dazu 1 Kart. Nervenöl. Dann kostet der Satz nebst Porto R. 5.70.
3. Probeabgabe, bestehend aus je 1 Kart. hyg. Salz I und Nervenöl. Preis nebst Porto R. 3.25.
4. Doppel-Sendung (Zwei Normalsendungen). Preis R. 14.—. Mit 2 Kart. Nervenöl kostet der Satz R. 17.—.

Gesellsch. „Immobil“,

J. L. Rosenthalberg & Co., Riga,

Tel. 7105.

Zuworowstr. 24/26.

Del. 7105.

Empfehl:

den Besitzern städtischer
oder landscher Immo-
bilien, Güter u. Villen

Käufer,

übernimmt ferner auch
die Teilung und den
Verkauf großer städti-
scher u. landscher Land-
stücke und Güter.



Offeriert:

städtische und landsche
Häuser, Güter u. Villen,
auch große und kleine

Landstücke

zum Verkaufe in den
Baltischen Provinzen u.
deren Nachbarschaft an
einzelne Personen und
ganze Gruppen.

Handelsabteilung:

Die Gesellschaft offeriert zur Lieferung **landwirtschaftl. Maschinen,**
Geräte usw. jeglicher Art.

Vertreter der Gesellschaft befinden sich in allen großen Städten der
Baltischen Provinzen und deren Nachbarschaft.

Börsen = Interessenten!

Auskünfte, Ratschläge zc., äußerst gewissenhaft, über die
Marktlagen der Börsen

BERLIN — LONDON — PARIS

werden von erstklassigem Bankgeschäft an Interessenten kostenlos
und schnell erteilt.

Gefl. Anfragen erbeten unter Chiffre „**Aktienbank**“ an die Annoncen-
Expedition Ad. Jacobsen & Co., Akt.-Ges. in Kopenhagen K.



J. LORENTZEN & K^o

BETON und EISENBETON
für HOCH- u. TIEFBAUTEN

RIGA, NIKOLAISTRASSE 11
TELEFON 5095

Teile meiner werten Kundschaft und dem hochgeehrten Publikum mit, daß ich mein

Atelier f. elegante Roben u. Kostüme

von der Herrenstraße 9, zur

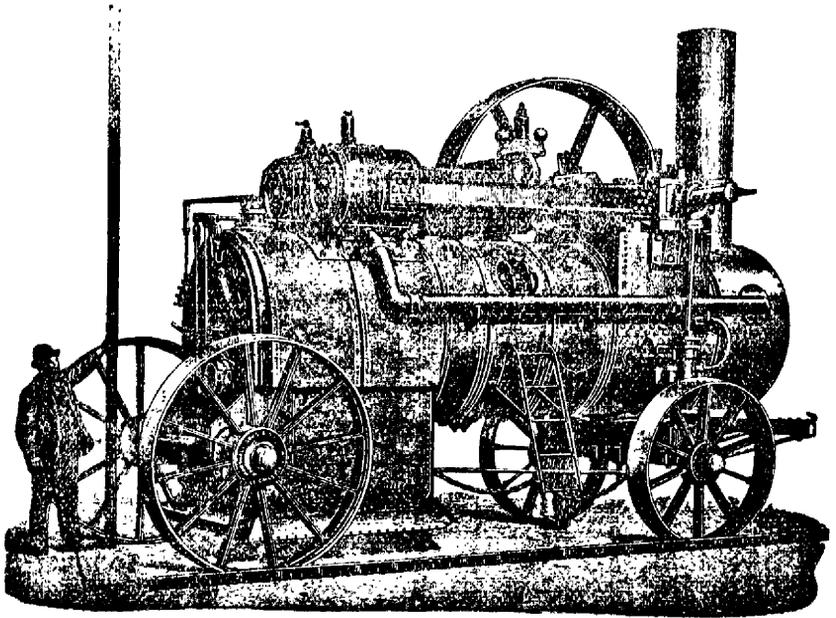
Kaufstrasse Nr. 17, W. 4

verlegt habe. — Für das mir geschenkte Vertrauen bestens dankend, bitte ich, das-
selbe mir auch fernherhin bewahren zu wollen.

Sachachtungsvoll M. LANGE.

Marshall, Sons & Co. L^{td}.

GAINSBOROUGH.



**Lokomobilen,
Dreschmaschinen,
Dampfmaschinen,
Kessel etc.**

General-Vertreter für Liv-, Est- und Aurland:

W. Meslin,

RIGA und REVAL.

Handelsbeziehungen zwischen Holland u. Livland* im 15. Jahrhundert.

Von

William Meyer.



Holland und Seeland, zwei Grafschaften der nördlichen Niederlande, waren von der Natur recht kümmerlich bedacht worden. Das Land war bei weitem nicht imstande die zur Ernährung seiner Einwohner notwendigen Lebensmittel hervorzubringen. So wurde die Bevölkerung des Landes von der Natur selbst auf die Notwendigkeit auswärtiger Beziehungen hingewiesen. Der Kampf mit dem Meer, der zum Schutz des Bodens gegen die stürmischen Überflutungen der See ständig notwendig war, beförderte dabei die Entwicklung eines frischen und unternehmenden Volkscharakters, wie er es den Bewohnern jener Gestade in hohem Maße eigen ist. Die günstige geographische Lage des Landes im Kreuzpunkt zweier wichtiger Handelsstraßen früherer Zeiten — einerseits aus dem Rheinlande nach England, andererseits aus dem Handelsgebiet der Ostsee nach West-Europa — mußte gleichfalls auf die Entwicklung der Handelsbeziehungen der Holländer mit andern Völkern einen günstigen Einfluß ausüben. Als Vorbild und Ansporn zum Nachstreben konnte hierbei für die Holländer die wirtschaftliche Blüte der südlichen Provinzen der Niederlande, hauptsächlich Flanderns, von großer Bedeutung sein.

Nichtsdestoweniger kann ein Aufschwung der Gewerbe und des Handels in Holland und Seeland erst verhältnismäßig spät, nämlich in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts nachgewiesen werden. Die ungünstigen natürlichen Bedingungen des Landes

*) Unter dem Ausdruck Holland sind bloß die mittelalterlichen Grafschaften Holland und Seeland zu verstehen. — Der Ausdruck Livland wird in der älteren Bedeutung dieses Wortes als Gesamtbezeichnung für die jetzigen Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland gebraucht.

müssen wohl noch in der ersten Zeit der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens die Vorzüge überwogen haben, von denen eben die Rede war.

In der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts erreichte das wirtschaftliche und gewerbliche Leben, besonders in den Städten Hollands und Seelands eine beträchtliche Höhe, so daß von dieser Zeit an auch die Möglichkeit zu regeren Handelsunternehmungen gegeben war. Unter den Ausfuhrartikeln beginnen die Erzeugnisse der Landwirtschaft: Fett, Felle, Butter, Käse eine ansehnliche Rolle zu spielen, für welche die Märkte der Nachbarstädte Deventer, Utrecht, Köln und Antwerpen ein günstiges Absatzgebiet darstellten. Gleichfalls mit der Mitte des XIV. Jahrhunderts beginnt das holländische Bier als Ausfuhrartikel an Bedeutung zu gewinnen, so daß gegen Ende dieses Jahrhunderts die Städte Haarlem, Gouda, Delft und Amersfoort, die besonders durch ihre Bierbrauereien bekannt waren, bereits erfolgreich mit dem Hauptvertreter des hanfischen Bieres, mit Hamburg, konkurrieren konnten. Eine noch größere Beachtung verdient aber die Entwicklung des Tuchgewerbes. Ein Aufschwung dieser wirtschaftlichen Branche läßt sich auch in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrh. konstatieren, seit der Zeit, wo die Territorialherrschaft sowohl, als auch die Stadtverwaltungen die Tuchfabrikation und die Verbreitung ihrer Erzeugnisse zu begünstigen begannen, zuerst in Middelburg und Bierizee in Seeland, darauf aber auch in den holländischen Städten Dordrecht, Leyden — dem Mittelpunkte der Tuchmanufaktur im XV. Jahrhundert — und in Amsterdam. Zu diesem allgemeinen Aufschwung der Tuchfabrikation mag die Massenauswanderung von Webermeistern und Webergesellen aus Löwen in Brabant nach Holland und Seeland stark beigetragen haben, eine Auswanderung, welche als Resultat von ernstern Zwistigkeiten und blutigen Zusammenstößen zwischen den Zünften und Fürsten des Landes in den J. 1382 und 1400 stattfand.¹ Endlich sei noch als neuer Ausfuhrartikel gegen Ende des XIV. Jahrhunderts der holländische Hering erwähnt, auf welchen die Holländer die bisher nur in Schonen bekannte Einsalzungsmethode anzuwenden begannen, wodurch dieser Fisch als Handelsartikel nach auswärts erst an Bedeutung gewann.

¹) Scherer, G. Allgemeine Geschichte des Welthandels I, S. 381.

Die politischen Verhältnisse jener Zeit können für die aufwachsende Macht des Gewerbe- und Handelslebens Hollands gleichfalls als günstig bezeichnet werden. Herzog Albrecht von Bayern, der von 1358—1389 „Kward“ d. h. Regent von Holland, Seeland und Hennegau für seinen geisteskranken Bruder Wilhelm V., nach dessen Tode aber Erbe seiner Länder war, begriff es als erster Landesherr dieser Grafschaften, daß die Holländer nur durch eigene Initiative und nicht durch Angliederung an andre Handelsmächte imstande sein würden, eine günstige Position im internationalen Handel einzunehmen. Seine ganze Politik ist deshalb auf Erreichung dieses Zieles hin gerichtet. Im inneren Kampfe, der damals zwischen den zwei großen Parteien des Landes, den „Hoeds“ und den „Kabeljaus“ stattfand, stellte er sich auf Seite der letzteren, zu der hauptsächlich das städtische Patriziat und die gewerbe- und handeltreibende Bürgerschaft gehörten. Die Regierungszeit seines Sohnes Wilhelm VI. zeichnet sich gleichfalls durch eine der Entwicklung des städtisch-wirtschaftlichen Lebens günstige Politik aus, und nach der Regierung seiner Tochter Jacoba (1417—1428), wo wiederum neue Zwistigkeiten und innere Kämpfe ausbrachen, beginnt für die Grafschaften Holland und Seeland eine äußerst regenreiche Periode dank der Angliederung an das mächtige burgundische Reich. Als im J. 1433 die Herzogin Jacoba endgültig auf alle ihre Rechte zu Gunsten Philipp des Guten von Burgund Verzicht leistete, motivierte sie u. a. diesen ihren Schritt ausdrücklich damit, daß die Handelsinteressen der holländischen und seeländischen Städte in größerem Maße vom mächtigen Burgunderherzoge als von ihr wahrgenommen werden könnten.

Die städtischen Handelsinteressen mußten damals tatsächlich bereits eine hervorragende Stellung in der Regierungspolitik Hollands einnehmen. Die Bedeutung des holländischen Handels läßt sich am besten aus einem Beschlusse der Hansestädte vom Jahre 1389 ersehen, der jedem Kaufmanne, „der zum Deutschen Recht gehört“, jegliche Handelsgemeinschaft mit den Holländern und Seeländern verbot.¹ Der mächtige Hansabund, der damals unstrittlich den ersten Platz unter den Handelsnationen Nordeuropas einnahm, fühlte bereits instinktiv die Gefahr, die ihm von seiten seines zu-

¹) Hanse-Regesse (= S.-N.) 1. III. 425 § 8

künftigen Nebenbuhlers drohte. Und dies mit Recht. Denn gleichzeitig mit dem Aufschwung des gewerblichen Lebens in Holland gestalteten sich auch die Handelsunternehmungen seiner Bewohner viel reger und umfassender. Die Holländer führen ihre Waren nicht mehr ausschließlich nach England und Hamburg, sondern beanspruchen seit der zweiten Hälfte des XIV. Jahrh. bereits ihren Anteil an den Handelsgeschäften im Gebiet der Ostsee, die bisher fast ausschließlich als Handelsrayon der Hanseaten galt. In den 60-er Jahren unterhielten Zierzee, Dordrecht, Briel und Amsterdam bereits lebhaft Beziehungen zu der Südküste Schwedens, wo sie an dem gewinnreichen Heringsfang in Schonen teilnahmen. Nachdem aber die Holländer und Seeländer auf diese Weise in die Ostsee erfolgreich eingedrungen waren, begnügten sie sich bald nicht mehr mit den Küstengebieten Skandinaviens, sondern dehnten ihre Beziehungen auch weiterhin aus und zwar speziell auf das Gebiet des Deutschen Ordens, auf die Städte Preußens und Livlands.¹⁾

Das XIV. Jahrh. gilt in der Geschichte Livlands als eine Periode glänzender Entwicklung der Städtemacht.²⁾ Die Bedeutung Rigas, Dorpats, Revals und anderer Städte Livlands ist ausschließlich auf den Handel zurückzuführen. Als Kolonien der Gemeinschaft des deutschen Kaufmanns in Wisby auf Gotland,³⁾ welche eine Hanse, in der älteren Bedeutung dieses Wortes d. h. eine Vereinigung deutscher Kaufleute im Auslande darstellte, tragen die meisten Städte Livlands seit der frühesten Zeit ihrer Entwicklung einen spezifisch hanfischen Charakter an sich. Eng an den Hanfabund sich anschließend, begannen sie gleichzeitig in reger Weise an den Handelsunternehmungen der Hanse teilzunehmen. In Brügge bildeten sie im J. 1347 zusammen mit Gotland und den deutschen Kaufleuten der schwedischen Städte ein selbständiges Drittel des hanfischen Kontors;⁴⁾ im Handel mit den Russen, in Nowgorod begannen sie bereits früh mit Wisby und Lübeck, die hier eine privilegierte Stellung einnahmen zu wetteifern, ja zu

¹⁾ In Betreff der bisher geschilderten Entwicklung des handlungsgewerblichen Lebens Hollands bis zum Anfang des XV. Jahrh. vergl. Dacnell, *S.*, Holland und die Hanse im XV. Jahrhundert (*Hanseatische Geschichtsblätter* 1908, S. 3 ff.) — ²⁾ Scraphim, Ernst. *Geschichte Liv-, Est- u. Kurlands* I. S. 166. ³⁾ Greiffenhagen, W. Reval als Glied der Hanse (*Walt. Monatschr.* Bd. 37).

⁴⁾ *S.-R.* I. I. 143

Anfang des XV. Jahrh. erwiesen sich die Versammlungen der städtischen Ratsfendeboten in Livland als die kompetente Instanz, die nach eigenem Gutdünken die Angelegenheiten des hanfischen Kontors in Nowgorod leitet.¹ Als angesehenere Teilnehmer an den Handelsgeschäften der Hanse spielen die livländischen Städte naturgemäß eine wichtige Rolle als Handelsvermittler zwischen Ost und West, indem sie die Hauptniederlage der Hanse im Westen — Brügge — mit den Erzeugnissen des Ostens: mit teurem Pelzwerk, Wachs, Honig, Korn usw. versorgen und andererseits den russischen Kaufleuten, die in Flandern verfertigten Tuche, sowie verschiedene Luxusartikel zustellen, die aus dem Mittelländischen Meer von den Italienern nach Brügge gebracht werden. Als besonders prägnantes Beispiel der Selbständigkeit und Machtvollkommenheit der livländischen Städte können die sogenannten „Städtetage“ gelten, welche eine feste Organisation in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrh. erhielten.² Die Hauptbedeutung sowohl auf diesen Versammlungen, als auch überhaupt im Handelsleben Livlands konzentrierte sich naturgemäß auf der Hauptstadt des Landes, Riga; ihm folgt Reval, darauf Dorpat, welches zusammen mit Riga zwei Mittelpunkte bildete, um die sich die kleineren Städte gruppieren: Wenden, Wolmar, Kokenhusen und Lemsal um Riga, Bernau und Fellin um Dorpat, während Reval seiner Lage wegen einzeln dasteht.

Nachdem ich in den Hauptzügen die Entwicklung und den Charakter der handelsgewerblichen Unternehmungen in Holland und Livland gegen Ende des XIV. Jahrh. darzustellen mich bemüht habe, will ich nunmehr es versuchen die Handelsbeziehungen zwischen Livland und Holland im XV. Jahrh. zu schildern.

Im J. 1388 wurde das hanfische Kontor in den Niederlanden infolge von inneren Unruhen in Flandern, die mit mehrfacher Verletzung der hanseatischen Privilegien verbunden waren, aus Brügge nach Dordrecht verlegt. Im Verlauf von mehreren Jahren (bis 1392) konzentrierten sich nunmehr die westeuropäischen Handelsunternehmungen der Hanseaten in Dordrecht. Hierher, zum sogenannten Stapel, brachten die hanfischen Kaufleute alle

¹) Niesentampff, R. G. Der Deutsche Hof zu Nowgorod, S. 61. —

²) Stavenhagen, D. Die Anfänge des livländischen Städtebundes. (Baltische Monatschrift, Bd. 52, S. 51).

ihre Waren, die für das westliche oder südliche Europa bestimmt waren, nachdem sie sich in Holland weitgehende Privilegien von Herzog Albrecht ausgewirkt hatten, die dieser in Anbetracht der Vorteile, welche mit dem ständigen Aufenthalt der Hanseaten für Holland verknüpft waren, allen deutschen Kaufleuten erteilt hatte.¹ Über den Handelsumsatz speziell der livländischen Städte und ihre Beteiligung an der Einrichtung des neuen Stapels in Dordrecht habe ich leider keine direkten Hinweise in dem mir zugänglich gewesenem Urkundenmaterial finden können, doch kann das tatsächliche Stattfinden von Handelsbeziehungen zwischen ihnen und den holländischen Städten, solange das hanfische Kontor sich in Dordrecht befand, keinem Zweifel unterliegen, wenn wir ihren regen Handel mit Brügge vor der Verlegung des Stapels nach Holland uns vergegenwärtigen und dabei den Beschluß des Hansetages zu Lübeck im Mai 1388 in Betracht ziehen, der jegliche ferneren Handelsverbindungen mit Flandern verbot.² Die Möglichkeit, ungestört die holländischen Häfen aufzusuchen, bestand jedoch für die livländischen Kaufleute nicht lange. Im Dezember 1392 verlegten die hanfischen Kaufleute nach mehrfachen Verhandlungen mit Flandern ihre Residenz von neuem wieder zurück nach Brügge.³ Als unvermeidliche Folge dieses Schrittes erfolgte am 6. Dez. 1392 die Zurückziehung sämtlicher Privilegien, die Herzog Albrecht den Hanseaten in Holland verliehen hatte.⁴

Es beginnt nun eine Periode von Repressivmaßregeln der holländischen Regierung den hanfischen Kaufleuten, unter ihnen auch den livländischen, gegenüber, die da weiter in Holland verkehrten. Diese Repressalien äußerten sich hauptsächlich in willkürlicher Erhöhung der Zölle, die in breitem Maßstabe von den holländischen Zollbeamten gehandhabt wurde, und in der strengen Anwendung des Strandrechts: die ganze Ladung eines gestrandeten Schiffes wurde einfach zum Besten der Strandbewohner konfisziert.⁵ Selbst Schiffe, die in einem holländischen Hafen Schutz und Rettung vor Sturm und Unwetter suchten, mußten dafür hohe Abgaben entrichten. Daß auch der livländische Handel durch solche grausame Bestimmungen stark behindert und eingeeengt

1) S. R. 1. III. 423 § 2. — 2) ib. 1. III. 381. — 3) Daenell, G., Die Blütezeit der Deutschen Hanse, I. S. 87. — 4) S. R. 1. IV. 135. — 5) ib. 1. V. 81.

wurde, ersehen wir u. a. aus einem Brief des deutschen Kaufmanns zu Brügge an Herzog Albrecht,¹ in welchem die Oberleute des Kontors den Herzog um Milderung jener Bestimmungen für einige gestrandete livländische Schiffe bitten.

Die Gefahren und das Wagnis, mit denen die Livländer bei Aufrechterhaltung ihrer Beziehungen zu Holland zu rechnen hatten, wurden noch bedeutend durch die langjährige Fehde zwischen Holland und Friesland vergrößert, die mit einigen Unterbrechungen im Verlaufe der ersten zwei Jahrzehnte des XV. Jahrh. nicht ruhte. Beide kriegsführende Parteien schreckten nicht vor Beschlagnahme neutraler Schiffe zurück. Fortwährend ertönen die Klagen der durch solche Gewaltmaßregeln in Mitleidenschaft gezogenen Kaufleute und Städte. So wenden sich z. B. am 19. Febr. 1402 die in Dorpat versammelten Ratsfendeboten von Riga, Reval, Bernau und Dorpat in solch einer Veranlassung an den Hanse tag zu Lübeck, mit der Bitte beim Herzog von Holland die Rückgabe der beschlagnahmten Waren zu erwirken.² 4 Jahre später berichtet der Dörpische Ratsherr Adolf uter Olpe aus Amsterdam seiner Vaterstadt über die Wegnahme einiger Schiffe aus Reval und Riga durch Friesländer.³ Vom nächsten Jahre (1407) ist ein Schreiben des Revalschen Rats an Riga erhalten, in dem gleichfalls von Verlusten die Rede ist, welche Revalsche Kaufleute durch die Friesen erlitten hatten.⁴ Von ähnlichen Verlusten berichtet ein Brief der Stadt Dorpat an Reval vom Jahre 1408.⁵ 1411 benachrichtigt das Kontor zu Brügge die livländischen Städte vom Wiederausbruch des Krieges zwischen Holland und Friesland und bittet die livländischen Kaufleute, welche diese Lande mit ihren Waren zu besuchen pflegen, zu warnen.⁶ Eine gleiche Warnung finden wir im Briefe des deutschen Kaufmanns zu Brügge vom 14. Juli 1412, der an die preussischen Städte auf Grund einer wieder mal stattgefundenen Wegnahme eines livländischen Schiffes gerichtet ist.⁷

Die schweren Verluste, welche den livl. Handel mit Westeuropa vollständig lahmzulegen drohten, veranlaßten endlich die Städte Livlands energische Maßregeln zur Beseitigung solcher

¹) S. N. 1. V. 204. — ²) ib. 1. V. 61, § 19, № 64. — ³) ib. 1. V. 346. — ⁴) ib. 1. V. 370. — ⁵) ib. 1. V. 482. — ⁶) ib. 1. V. 691. — ⁷) ib. 1. V. 1. 76.

Mißstände zu ergreifen. Zweimal, 1406 und 1407, entsenden sie ihre Gesandten zusammen mit den Ratmannen anderer Hansestädte nach Holland zwecks Vermittlung zwischen den kriegsführenden Parteien. Die Bemühungen beider Gesandtschaften wurden jedoch nur durch einen zeitweiligen Erfolg gekrönt. Als Ergebnis der ersten, an welcher der uns bereits bekannte Ratsherr aus Dorpat Alles unter Olpe teilnahm, erfolgte laut dem uns erhaltenen Mezej zu Amsterdam¹ am 13. Nov. 1406 der Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen dem Grafen Wilhelm VI. von Holland und den friesischen Ländern Ostergo und Westergo für die Dauer eines Jahres.² 1407 versammelten sich darauf die Deputierten der Hansestädte, unter ihnen Tideman Nyenlo aus Riga und Johan Eppenscede aus Dorpat, wiederum in Amsterdam und späterhin im Haag. Doch auch diesmal erreichten sie durch ihre Vermittlung bloß die Verlängerung des Stillstandes bis zum 25. Juli 1408.³

Neben diesen Versuchen, den verderblichen Krieg zwischen Holland und Friesland zu beseitigen, zeichnet sich die Politik der Hanse in ihrem Verhältnis zu den nördlichen Niederlanden während der ersten zwei Jahrzehnte des XV. Jahrh. durch die vielfachen Bemühungen der Hanseaten, sich in Holland und Seeland „ewige“ Privilegien zu erwirken, aus. Diese Frage zieht sich seit der Überführung des hanseischen Kontors aus Dordrecht nach Brügge im J. 1392 wie ein roter Faden durch alle Verhandlungen bei den Zusammenkünften der städtischen Ratssendeboten hindurch, sowohl auf den allgemeinen Hanseetagen, als auch auf den Tagfahrten der einzelnen Städtegruppen innerhalb des Hansabundes, der sog. „Drittel“, z. B. in Preußen und Livland. Mehr als einmal werden von den Städten entsprechende Beschlüsse gefaßt, mehr als einmal begeben sich die Älterleute des Kontors zu Brügge als Gesandte der Hanse zwecks Verhandlungen zum Herzog nach Holland, mehr als einmal erklären die Städte ihre Bereitwilligkeit durch materielle Opfer die Erreichung ihres Zieles zu fördern. Alle diese hartnäckigen Versuche und Anläufe lassen sich als natürliche Folge jener Gewaltmaßregeln bei Erhebung der Zölle in Holland erklären, von denen vorhin die Rede war, und lehren uns erst in vollem Maßstabe die rechtlose Lage und die

¹⁾ S.-H. 1. V. 339, §§ 1—7. — ²⁾ ib. 1. V. 341. — ³⁾ ib. 1. V. 449 §§ 1—31.

Bedrückungen richtig einschätzen, mit denen die hanfischen Kaufleute in Holland und Seeland am Schluß des 14. und zu Beginn des 15. Jahrh. zu kämpfen hatten. Die livländischen Städte schlossen sich in dieser Frage rückhaltlos an die allgemein-hanfische Politik an und erklärten sich auch ihrerseits bereit, durch Bewilligung von entsprechenden Mitteln zu einem günstigen Resultat in dieser für sie wichtigen Angelegenheit beizusteuern.¹ Die livländ. Städte waren nämlich besonders stark an der Aufrechterhaltung von möglichst günstigen Verkehrsbedingungen mit Holland interessiert, weil die holländischen Städte für die großen und tiefgehenden Schiffe der Livländer günstigere Anlegestellen darstellten, als der immer mehr und mehr versandende Hafen von Brügge. Alle diese vielfachen Bestrebungen verliefen jedoch resultatlos, möglicherweise deshalb, weil Lübeck mit den benachbarten wendischen Städten, die am stärksten durch die anwachsende Konkurrenz der Holländer getroffen wurden, naturgemäß der Befestigung von normalen Verbindungen mit den gefährlichen Rivalen feindlich gegenüberstanden.²

Die Holländer und Seeländer konnten inzwischen faktisch auf hervorragende Erfolge in ihrem Vordringen nach Osten zurückblicken. Vor allen anderen beteiligte sich bereits seit dem Schluß des 14. Jahrh. Amsterdam an der Schifffahrt zu den Gestaden der Ostsee, ihm folgten in gewissen Abständen Zierzee, Dordrecht, Middelburg und Briel. Bis gegen Anfang des 15. Jahrhunderts begnügten sie sich jedoch ausschließlich mit Frachtgeschäften, ohne mit ihrem Kapital an der Ladung ihrer Schiffe interessiert zu sein und ohne am direkten Handel mit Livland teilzunehmen. Schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. begannen sie neben den Hanseaten an der sog. Baienfahrt, d. h. an der Überführung von Salz aus der „Baye“, einer Bucht des Biskajischen Meeresbusens, nach Preußen und Livland teilzunehmen, welche darauf ihrerseits die weiten russischen, litauischen und polnischen Hinterländer mit Salz versorgten. Die livländischen Städte gestatteten gerne eine solche Beteiligung der Holländer am Frachtgeschäft, da sie selbst keine genügende Anzahl von Transportschiffen besaßen, besonders seitdem ihr eigener Handel mit Nowgorod und Flandern

1) Sp. N. 1. IV. 261, 308, 511, 566—568; V. 61, 64, 339 § 15, 346, 355, 365—368, 392 §§ 18 u. 20; VI. 68. — 2) Daenell, G. Holland u. die Hanse im 15. Jahrh. (Hanseatische Geschichtsbl., Jahrg. 1903, S. 16 u. 17).

immer größere Dimensionen annahm. Andererseits erscheint es aber auch durchaus verständlich, daß die Holländer, die auf diese Weise sich den Zutritt zu den livländischen Handelszentren gebahnt hatten, darnach strebten, neben dem Frachtgeschäft auch in direkte Handelsbeziehungen zu Livland und den andern östlichen Ländern zu treten. Auf äußerst geschickte Weise verstanden sie es zu diesem Zweck die Desorganisation im Hansebund auszunutzen, die sich als Folge von inneren Unruhen in Lübeck, dem Haupte der Hanse, sowie in Rostock, Bismar und teilweise auch in Hamburg im Verlaufe der Jahre 1408—1416 bemerkbar macht.¹ Leider fehlen uns genaue Angaben über die allmähliche Entwicklung der Fortschritte der Holländer in der angedeuteten Richtung, dafür wird aber das Resultat ihrer Bestrebungen ausgezeichnet durch die Beschlüsse gekennzeichnet, welche der Hansestag zu Rostock und Lübeck im J. 1417 unter Beteiligung von Riga, Dorpat und Reval faßte. Lübeck hatte sich um diese Zeit von den langjährigen innern Wirren erholt und sofort die führende Rolle bei Wiederherstellung einer allgemeinen Hansepolitik, die in jeder Beziehung den Holländern gegenüber feindselig gestimmt war und im speziellen eine Reihe von einschränkenden Maßregeln gegen den Handel der letzteren in Livland vorsah, auf sich genommen.

Die Anregung zur Behandlung dieser Frage auf dem erwähnten Hansestage gab eine vom deutschen Kaufmann zu Brügge eingereichte Klageschrift, die u. a. folgenden Passus enthielt: „Wortmer so vornemet de copman, dat enyge buten der henze, unde sunderlinges Hollanders, Zelanders unde borgers van Campen, dagelijc Lyflande myt groter ropenschap vorsoten, unde of eren kinderen unde neven dar don de sprake leren. Des dem copmanne groffliken vormundert, dat de stede van Lyflande dat willen gedogen, umme dat id is to vorvange unde hinder den van der henze, unde vele mer solde, want de van buten der henze dar by hitr naest alle de handelinge unde dar to dat regiment van den lande vortriccken solden, uppe dat men dar mede vortan wolde liiden . . . Unde dar umme so dunket deme copmanne van groten noden, dat by den gemenen henzesteden overeen gedragen werde unde vorward by den steden van Liiflande, dat neman buten der

¹) Daenell, G. Der Ostseeverkehr und die Hansestädte von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 15. Jahrh. (Hanseische Geschichtsblätter, 1902, S. 26).

hense wesende sullen mogen vortan in Eißlande myt enneger hande kopenschop vorjoken, noch dar de sprake leren, men allene de in de hense horen unde in den hensesteden geboren sin.“¹

Die Resolution des Hanfetages erfolgte in folgender Fassung: „Vortmer hebben de stede vorramet, dat nemant sprake leren schal in Eißlande, he en sii in der hense begrepen.“ „Of en schal nemant, de in der hense en ys, in Eißlande syne kopenschop vorder vorjoken, den in den steden bii der zee belegen, unde en schal nicht to lande ward an vorjoken, umme vlas edder andere gud to kopende zc.“ „Of schal nemend büten der hense wesende copslaghen, aue in den hensesteden by der se mit borgheren, dar he erstes inkumpt; we anders copslaghede in dorpen unde in anderen clenen steden, de schal beyde, dat he kost unde vorkoft, verloren hebben.“ „Item schal men spreken up der negesten tokommenden dachward van der vard der Hollandere, alse wo na edder vere se segelen scholen myt ever kopenschop, unde est de copman ere schepe laten moge to jegelende, wo eme dat evend, na older wohnheit unde ordinancie der stede unde copmans zc.“²

Diese Beschlüsse verdienen unser Interesse vor allen Dingen deshalb, weil sie den ältesten dokumentarischen Beleg für die in- zwischen erfolgte Veränderung in den Handelsunternehmungen der Holländer in Livland darstellen. Die Holländer und Seeländer erweisen sich um diese Zeit — 1417 — in den livländischen Städten nicht nur als vollständig selbständige und auf eigene Rechnung — „myt enneger hande“ — handelntreibende Kaufleute, sondern haben es sogar schon verstanden direkte Beziehungen zu der Landbevölkerung Livlands anzuknüpfen, um die Vermittlung der Städter beim Einkauf von Flachs und andern Naturprodukten des Landes zu umgehen. Ja, mehr noch: ihr Handelsgebiet begann bereits die östlich von Livland gelegenen russischen Länder zu umfassen, worauf der interessante Paragraph über die Entsendung junger Holländer nach Livland zur Erlernung der russischen Sprache hinweist.

Die historische Bedeutung der zitierten Urkunden wird jedoch nicht erschöpft durch das Material, das sie uns zur Beurteilung der mit Erfolg gekrönten Unternehmungslust der Holländer liefern, sie verdienen eine noch größere Beachtung als Ausgangspunkt der

¹) G.-R. 1. VI. 400 § 13. — ²) ib. 1. VI. 397 §§ 89, 90, 91, 93.

hanseatischen Politik der Bedrückung und Einschränkung des holländischen Handels in Livland. Das Verbot der Erlernung der russischen Sprache in den livländischen Städten, die Zulassung der Holländer zum Handel mit Livland bloß in den an der See gelegenen Städten, sowie verschiedene andre für sie lästige Maßregeln, wie z. B. genaue Vorschriften über die Qualität, Quantität, Verpackung zc. der Leidenischen und Amsterdamschen Tuchfabrikate,¹ mußten die holländischen und seeländischen Städte zu einem hartnäckigen Kampfe mit der Hanse herausfordern.

Die erste Phase dieses Kampfes umfaßt die Jahre 1417—41.

Für die erste Zeit dieser Periode lassen sich dieselben charakteristischen Merkmale nachweisen, die wir bei Besprechung der Beziehungen zwischen Livland und Holland in Verlauf der ersten zwei Jahrzehnte des 15. Jahrh. hervorgehoben haben. Wie früher treten uns Klagen über die Beschlagnahme livländischer Schiffe durch Holländer entgegen (1418);² wie früher erweisen sich die Seeräuber Frieslands, „vyttalienbroder“ — als ernste Gefahr für die friedlichen Kaufleute, die in jenen Gegenden verkehrten (1422);³ wie früher ist der Hochmeister des Deutschen Ordens genötigt durch Bitten und Drohungen auf die holländische und seeländische Regierung infolge Verletzung von Privilegien seiner preussischen und livländischen Untertanen in den nördlichen Niederlanden einzuwirken (1434),⁴ die sich wiederum hauptsächlich in willkürlicher Erhöhung der Zölle äußert; endlich sehen wir die Holländer und Seeländer mit derselben Hartherzigkeit das strenge Strandrecht handhaben,⁵ obgleich im Jahre 1424 ein Vertrag abgeschlossen worden war, welcher den hanseatischen Kaufleuten das Eigentumsrecht auch für den Fall einer Strandung garantierte.⁶

Andererseits werden die Beschlüsse von 1417, die den holländischen Handel in Livland einschränken sollten, öfters auf verschiedenen Hansetagen erneuert, wobei die städtischen Magistrate in Livland zu strenger Befolgung und Anwendung dieser Bestim-

¹) G. H. 1. VI. 397 § 38. — ²) ib. 1. VI. 556 §§ 58, 59; 586, 586, wo es u. a. heißt: „Item quam vor de stede, wo de van Brele unde Dordrecht groten schaden gedan hadden an deme, dat je copluden mid schipheren van der henge, alle von Lubeke, Hamborch, Bremen, Stralessund, Brugem, Lüiflande, schepe unde gud genomen und eyn del der lude noch gevangen hebben zc. . .“ — ³) ib. 1. VI. 499. — ⁴) ib. 2. I. 356, 357 §§ 1 und 13. — ⁵) ib. 2. I. 357 § 12. — ⁶) ib. 1. VII. 647.

mungen aufgefordert werden. Schon im Sommer 1421 wandten sich die in Lübeck versammelten Vertreter der wendischen Städte „in Lifflande, umme to bestellende unde warninge to donde, dat nymand selacop en hebbe mit jemende, de nicht in de henze behored.“¹ Zwei Jahre später, am 16. Juli 1423 beschloßen die Städte, unter ihnen Riga, Reval Dorpat: „umme den schaden vore to wesende, de dem menen copmanne van der Dubefchen hense in Lifflande vorkerende alrede gescheen is, van deme, dat de Hollandere in Lifflande merklifen copslagen, boven dat id van oldinges plach to ziende, also dat men nynen Hollandere steden en schal in Lifflande tho copslagende; aver schipherren unde schipmanswiße mogen se dar komen, alset van oldinges plach to ziende, unde anders nicht. Of en schal men nicht steden, dat men jennigen Hollandesschen jungen up de sprake bringe. Und dyt scholen de sendeboten ute Lifflande by ere redere bringen, dat de stede dit also willen geholden hebben, se biddende van der stede wegen, dat se dat truweliken besorgen to des gemeynen copmans beste.“²

Doch Lübeck, dessen Schiffer und Kaufleute ganz besonders am Ostseehandel interessiert waren, wollte nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Unter dem Einfluß der immer mehr und mehr sich ausbreitenden Konkurrenz der Holländer, welche unter anderem fortführen das Baiensalz nach Livland zu führen,³ beschloß Lübeck ihnen auch die Möglichkeit von Frachtgeschäften nach Livland zu nehmen. Im J. 1425 erfolgte tatsächlich ein entsprechender Beschluß der an einer Gesandtschaft nach Brügge und Gent teilnehmenden händischen Ratsherren, welcher selbst diese bescheidene Teilnahme der Holländer an den Beziehungen zu Livland untersagte.⁴ Diesen egoistischen Bestrebungen von Lübeck war es jedoch nicht beschieden, ihr Ziel zu erreichen. Die livländischen Städte, die von dieser neuen Bestimmung durch den an der erwähnten Gesandtschaft beteiligten Rigaschen Ratsherrn Johan Broethagen unterrichtet wurden, verweigerten auf dem Städtetage zu Walf am 19. Jan. 1426 ihre Zustimmung zu der ohne ihren Willen eingeführten Neuerung. Lübeck protestierte, konnte aber die Einwilligung der livländischen Städte nicht erreichen und mußte sich schließlich mit der Bestätigung des früheren Beschlusses von 1423

¹) S. R. 1. VII. 355 § 11. — ²) ib. 1. VII. 609 § 23. — ³) ib. 1. VII. 795, 2. I. 94. — ⁴) 1. VII. 800 § 11.

begnügen, die von seiten der Städte am 24. Juni 1426 in Lübeck erfolgte.¹

Trotzdem die Holländer ihre frühere günstigere Position verloren hatten, setzten sie ihre Beziehungen mit Livland eifrig fort, ja beachteten scheinbar wenig die Verordnungen von 1426, wenigstens erwies sich bereits 1434 ihre Erneuerung als notwendig, zuerst auf dem livländischen Städtetage zu Wolmar am 4. Jan. 1434 und ein halbes Jahr später auch auf dem allgemeinen Hansetage zu Lübeck.² Der Wolmarer Meß verbietet zudem diesmal schon klar und deutlich den Handel der Holländer und Seeländer mit den russischen Kaufleuten in Livland.³ Diese Maßregel rechtfertigten die livländischen Städte 3 Jahre später anlässlich von entsprechenden Klagen holländischerseits durch einen Hinweis auf die Kreuzföschung mit den Russen, an welcher die Holländer nicht beteiligt waren.⁴

Alle diese Einschränkungen und Hindernisse, mit denen die Holländer auf Schritt und Tritt, bei jedem Versuch in Livland und in den andren Ostseegebieten festen Fuß zu fassen, zu kämpfen hatten, das Bestreben Lübecks und der übrigen wendischen Städte, ihre Handelsbeziehungen zu Livland nach Möglichkeit herabzudrücken, mußten natürlich die holländischen und seeländischen Städte angefangen von 1417 in der stärksten Weise gegen die Hanse und speziell die wendische Städtegruppe aufbringen. Es fehlte nur bisher der Anlaß, um die gespannten Beziehungen in einen offenen Krieg ausarten zu lassen. Solch ein Anlaß wurde endlich durch den im J. 1426 ausgebrochenen Krieg gegeben, den die Städte Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Hamburg und Lüneburg im Bunde mit Holstein im Verlauf von langen Jahren gegen König Erich führten, der die drei Skandinavischen Reiche unter seinem Szepter vereinigt hatte. Die wendischen Städte hatten nämlich sofort sowohl die holländischen, als auch die livländischen Städte vom Ausbruch des Krieges benachrichtigt und gleichzeitig von beiden die Einstellung jeglichen Verkehrs zu den Ländern König Erichs verlangt.⁵ Während nun aber die livländischen Städte

¹) P.-R. 1. VIII. 4, 5, 15, 19, 26, 28, 59 § 18. — ²) ib. 2. I. 226 § 7 u. 321 § 34. — ³) ib. 2. I. 226 § 9: „Item so en sall of neyn Hollander, Zeelander noch Camper copslagen mit Russen bii vorboringe des gudes. — ⁴) ib. 2. II. 132 § 4, 134. — ⁵) ib. 1. VIII. 106, 107.

auf der Versammlung zu Wolmar am 31. Jan. 1427 beschlossen, überhaupt jegliche Schiffahrt einzustellen und sich sogar bereit erklärten, die wendischen Städte durch Geldmittel zu unterstützen,¹ weigerten sich die Holländer kategorisch, der Forderung der Hansestädte nachzukommen, wobei sie darauf hinwiesen, daß sie im Kriegsfall immer den Hanseaten das Recht zugestanden hätten, ihre Handelsverbindungen mit den Feinden Hollands aufrecht zu erhalten.² Die Holländer durchschauten vollkommen die Politik Lübecks, welche darauf gerichtet war, während des Krieges mit Dänemark jeglichen Verkehr der Holländer in der Ostsee zu unterbinden und sich selbst wieder zum einzigen Handelsvermittler zwischen Ost und West aufzuschwingen. Diese Politik rief aber nicht nur bei den Holländern, sondern auch in Preußen große Erbitterung hervor, weil letzteres von jeher am ungestörten Verkehr durch den Sund nach Holland interessiert war. So berichtet uns z. B. der Rezek zu Danzig vom 21. Juni 1427³ von einem Beschluß der preußischen Städte und des Hochmeisters trotz der Kriegszeit eine große Flotte, mit der sich auch die Schiffe aus Livland vereinigen sollten, nach Flandern, England und Holland zu schicken. Die Holländer aber, die auch nach einer zweiten Warnung von seiten der kriegführenden Städte, ihren Handel in der Ostsee nicht aufgeben wollten,⁴ mußten sich nun unvermeidlich an Dänemark anschließen. Die Feindseligkeit zwischen ihnen und den wendischen Städten äußert sich zunächst in Beschlagnahme und Konfiskation von holländischen Schiffen durch die Hanseaten, denen sich dann aber auch bald nach vergeblichen Reklamationen Gewaltmaßregeln von seiten der Holländer anschließen.⁵ Dieser Zustand, der einem offenen Kriege zwischen Holland und den wendischen Städten gleichkam, dauerte von 1429 bis 1435 und zog natürlich alle Staaten, die am Ostseehandel teilnahmen, in schwere Mitleidenschaft. Auch die neutral gebliebenen livländischen Städte erlitten in dieser Zeit schwere Verluste. Eine ganze Reihe von Urkunden aus den Jahren 1434 und 1435 berichten uns von solchen Verlusten der Livländer durch die Holländer und Seeländer.⁶ Andererseits wurden darauf auch holländische Waren in

1) S.-R. 1. VIII. 136 §§ 1, 3, 7, 14. — 2) ib. 1. VIII. 115, 116. — 3) ib. 1. VIII. 215 §§ 1, 2. — 4) ib. 1. VIII. 238 § 4. — 5) ib. 1. VIII. 712 § 24, 804. — 6) ib. 2. I. 392, 399 § 7, 444, 463.

Livland mit Beschlagnahme belegt oder konfisziert. Erst am 10. Mai 1435, einige Monate vor dem endgültigen Friedensschluß mit Dänemark in Wordingborg, gelang es der Vermittlung der Hansebrüderstädte auch einen Waffenstillstand mit Holland und Seeland herbeizuführen, wobei beide Parteien für die Dauer desselben einander vollkommene Verkehrsfreiheit in ihren Ländern zusagten.¹

Diesen Waffenstillstand, der mehrfach bis zum 1. April 1438 verlängert wurde,² nutzten die Holländer sofort aus, um ihren vollständig in Verfall geratenen Handel mit Preußen und Livland wieder herzustellen. Rasch gelang es ihnen wieder die alten Beziehungen zu beleben, wobei sie wiederum hauptsächlich als Waarenfahrer in Livland auftreten. Im J. 1435 langten z. B. nach den erhaltenen Schiffsregister³ in Neval zwei Salzflotten zu je 29 Schiffen an. Am 6. Febr. des nächsten Jahres berichtet der Danziger Gesandte Heinrich Duck aus Brügge, daß die holländischen Schiffe „sint mest to Viflande und Prusen wert vorvrachtet.“ 2 Wochen später schreibt er: „Albus werden unse schepe, Hollander, Zeelander mit den ersten wynde ter Weye wert segelen unde vort in Prusen und Viflande, no dat elf gevrachtet is.“⁴ Die Nevalischen Schiffsregister dieses Jahres verzeichnen die Ankunft einer Salzflotte von 22 und im J. 1437 sogar von 43 Schiffen.

Die Sachlage veränderte sich aber bald wieder zum Schlechteren: im Jahre 1438 brach der Krieg zwischen Holland und Seeland einerseits und den wendischen Städten andererseits wieder aufs neue aus und unterbrach gleichzeitig jeglichen Seeverkehr durch den Sund. Schon 1437 befürchteten Danzig und die livländischen Städte stark den Wiederausbruch von Feindseligkeiten;⁵ am 21. März 1438 bittet das hanseische Kontor zu Brügge Lübeck, welches es von der Fruchtlosigkeit friedlicher Verhandlungen mit Holland benachrichtigt, dieses auch den livländischen Städten mitzutellen;⁶ am 12. April wird schon direkt von kriegerischen Rüstungen der Holländer gesprochen⁷ und am 23. April 1438 setzen Lübeck und die in Lübeck versammelten Ratsensendeboten von Hamburg, Güneburg und Wismar in einem ausführlichen Schreiben Niga, Dorpat

1) S.-M. 2. I. 399; Daenell, S., Die Blütezeit der deutschen Hanse I. S. 284 und 285. — 2) ib. 2. I. 525; 2. II. 36, 114, 149. — 3) Stieda, Schiffsregister (Hanseische Geschichtsblätter 1884, S. 107). — 4) S.-M. 2. I. 522, 525. — 5) ib. 2. II. 168, 169. — 6) ib. 2. II. 184, 194, 195. — 7) ib. 2. II. 197.

und Reval vom Wiederausbruch des Krieges in Kenntnis, wobei sie auf Einstellung aller Beziehungen zu Holland und Seeland dringen.¹

Diesesmal beschloß aber auch die holländische Regierung den Handel mit dem Osten, „het sijn in Bruynssen, in Lieflant of anderswaert“, einzustellen.² Diese Maßregel rechtfertigte der Rat von Holland vor dem Herzog von Burgund mit dem Hinweis darauf, daß im Falle, daß den preußischen und livländischen Städten die Möglichkeit zur Fortsetzung ihrer Beziehungen zu West-Europa gegeben würde, auch die wendischen Kaufleute unter deren Flagge ihren auswärtigen Handel aufrecht erhalten könnten.³

Die Holländer gingen auch sofort zu Taten über: am 1. April 1438 wurden in den Häfen Hollands und Seelands alle hanfischen Schiffe, darunter auch livländische,⁴ angehalten, der Hauptschlag jedoch, den sie den neutralen Hanseaten in Preußen und Livland erteilten, erfolgte am 31. Mai 1438: auf der Trade, d. h. dem Fahrwasser vor Brest, wurde nämlich eine Flotte von 23 Salzschiffen, die hauptsächlich den Preußen und Livländern gehörten, aufgegriffen und konfisziert. Von den Livländern erlitten hierbei den größten Schaden Nevalische und Dörptsche Kaufleute.⁵ Die Nachricht von diesem schweren Verluste gelangte nach Reval durch Vermittlung des damals in Antwerpen residierenden deutschen Kaufmanns über Lübeck und veranlaßte die livländischen Städte sich zu einer Beratung in Neu-Bernau am 24. Juli 1438 zu versammeln. Mit bitteren Klagen wandten sie sich von hier aus an den Hochmeister des Deutschen Ordens und baten ihn nun auch alle holländischen Waren in Preußen mit Beschlag zu belegen, um die Holländer zur Rückerstattung der geraubten Güter zu veranlassen.⁶ Doch Hochmeister Paul von Ruffdorf entschloß sich nicht sogleich einen vollständigen Bruch mit Holland herbeizuführen. Erst Ende August, nach vergeblichem Bestehen auf einer Genugtuung, die er vom burgundischen Herzog verlangte, gab er den Bitten seiner Städte nach, „dat her keynen Hollander noch Zeelander hir ins landt geleiten wil, is sijn denne dat den schipperen und kouffewten van eren sachen genug geschee.“⁷ Solch eine

¹) S.-R. 2. II. 198. — ²) ib. 2. II. 205. — ³) Daenell, G., Holland und die Hanse im 15. Jahrh. (Hanseische Geschichtsblätter, 1903, S. 24). — ⁴) S.-R. 2. II. 212. — ⁵) ib. 2. II. 278, 280, 423, 424, 426. — ⁶) ib. 2. II. 212, 240, 241, 244. — ⁷) ib. 2. II. 263, 264, 266 § 2.

Übereinkunft mit Holland erfolgte erst am 10. Februar 1439, wobei die Holländer den Preußen und Livländern einen Ertrag für die erlittenen Verluste zusagten. Die Auszahlung der versprochenen Entschädigungssumme wurde jedoch vom Abschluß eines Friedens mit den wendischen Städten abhängig gemacht.¹ Dieser Krieg dauerte aber noch 3 Jahre, und während dieser Zeit verfolgten die Holländer nach wie vor jedes Schiff, das aus Flandern nach Livland oder umgekehrt bestimmt war, wobei sie mit ihren Kaperschiffen bis zum Sund vordrangen und dadurch die Befürchtung hervorriefen, „dat se vort willen in desse Oisterzee.“² Der ganze westeuropäische Handel Livlands war infolgedessen für die Dauer von vier Jahren von 1438 bis 1441 lahmgelegt und ruhte vollständig.

1441 endlich, nach mehreren resultatlosen Versuchen die kriegführenden Parteien zu versöhnen, versammelten sich ihre Bevollmächtigten zu Friedensverhandlungen in Kopenhagen.³ Zwischen den 6 wendischen Städten einer- und Seeland und Holland anderseits wurde ein 10-jähriger Waffenstillstand abgeschlossen. Die Verhandlungen aber der holländischen Gesandten mit den preussischen und livländischen — von seiten Livlands nahmen an den Verhandlungen Diderick van Bodeken und Johannes Zwiin teil — drohten bereits zu keinem Resultat zu führen. Die Holländer weigerten sich überhaupt irgend welche Entschädigungskosten für die den Preußen und Livländern zugefügten Verluste zu tragen, indem sie darauf hinwiesen, daß auch sie von letzteren geschädigt worden seien. Schließlich erklärten sie sich doch bereit Verhandlungen inbetreff der 23 preussisch-livländischen Schiffe zu eröffnen, welche im J. 1438 von ihnen weggenommen waren; alle andern Arreste und Verluste sollten fürs erste bei Seite gelassen werden. Die Bevollmächtigten Livlands und Preußens verlangten als Entschädigung die Summe von 15,000 „Pfd. große“, jene wollten nur 8000 bewilligen, wobei sie noch ihrerseits verschiedene Privilegien in Preußen verlangten. Da es vollkommen ausgeschlossen schien eine Verständigung herbeizuführen, unterbrachen die Preußen und Livländer die Verhandlungen und hatten sich bereits aus Kopenhagen nach Drakoer begeben, als plötzlich die Holländer einlenkten

¹) S.-R. 2. II. 286 §§ 4, 5, 7. — ²) ib. 2. II. 303, 351, 369. —

³) ib. 2. II. 484, 485, 486, 489 §§ 4–6, 503.

und sie zur Rückkehr nach Kopenhagen auffordern ließen, gleichzeitig einen günstigen Abschluß der Friedensverhandlungen in Aussicht stellend. Am 6. Sept. 1441 erfolgte darauf wirklich ein Übereinkommen auf folgender Grundlage. Die Holländer und Seeländer verpflichteten sich als Entschädigung für die Wegnahme der 22 Schiffe im Jahre 1438 den preussischen und livländischen Städten 9000 „Pfd. grote“ im Verlauf von 4 Jahren und in 4 Raten zu bezahlen. Die Entscheidung über alle andren Anforderungen Preußens und Livlands wurde vorläufig vertagt, wobei bis zur definitiven Übereinkunft in dieser Frage den Holländern und Seeländern vollkommene Verkehrs- und Handelsfreiheit in Preußen und Livland zugesichert wurde. Alle einschränkenden Maßregeln, die im Verlauf des Krieges in diesen Ländern für den holländischen Handel eingeführt worden waren, sollten aufgehoben werden, ebenso wie alle Verordnungen, die während jener Zeit den livländischen und preussischen Verkehr in Holland und Seeland beeinträchtigt hatten.¹

(Schluß folgt.)



¹) S. N. 2. II. 494.

Die Pytalowosche Zweigbahn im Jahre 1905.

Eine Episode aus dem Aufstande in den Ostseeprovinzen.¹

Von N. G. Kosyrew. — Übersetzt von N. Busch.

Eine Seite aus den Erinnerungen an eine der Episoden des denkwürdigen Jahres 1905 in den Ostseeprovinzen wird hier aufgeschlagen. Die grandiosen, sich schnell einander folgenden Ereignisse der Jahre 1905/1907 haben diese Episode ganz in Vergessenheit gebracht, die für den künftigen Geschichtsschreiber des Aufstandes in den Ostseeprovinzen nicht ohne Interesse ist, umsomehr, da die periodische Presse, abgesehen von drei-vier Zeilen in der kleinen Zeitung „Petersburg“ ihrer keine Erwähnung tat.

Ich diente damals an der Station Pytalowo der jetzigen Nordwest-Eisenbahnen, die fast die Grenzstation Kurlands² bildet. Durch die niedere, sumpfige, von Flüssen, Flüsschen und Bächen vielfach durchschnitene Gegend zieht sich die 70 Werst lange eingleisige Pytalowosche Bahnlinie mit unzähligen, größten Teils hölzernen Brücken.

Die Aufzeichnung beginnt, als der Ausbruch der revolutionären und antibaronischen Bewegung in Kurland² den Höhepunkt erreicht und die Pytalowosche Zweigbahn infolgedessen zum Teil den Verkehr eingestellt hatte. Die Züge gingen gelegentlich, ohne bestimmten Plan und dabei nur dahin, wo es aus diesem oder jenem Grunde im gegebenen Augenblicke gefahrlos schien. Die Endstation Sita und die nächstliegende Wolowß waren gewaltsam von aufständischen lettischen Bauern aus den naheliegenden Dörfern und Gefinden geschlossen worden. Da der Stationsvorsteher in Verufung auf seine Dienstpflicht den Forderungen und Drohungen

¹) Aus d. „Istoritscheskij Westnik“, März 1912.

²) Anm. d. Übers.: Der Verfasser verwechselt Kurland mit Livland.

der Letten lange nicht nachgeben wollte, erschien eines schönen Tages eine Bande mit Flinten bewaffneter Letten auf der Station, die den dienstfertigen Vorsteher, die Weichensteller und Wächter mit ihren Familien in den Zug setzten und ihnen befahlen erst in günstigeren Zeiten zur Station zurückzukehren, mit Todschlag, Niederbrennen und Zerstören der Station drohend, falls ihren Befehlen zuwidergehandelt werden sollte. Die gleiche Drohung wurde den Stationsvorstehern zu Bolowit und Kuprowo ausgesprochen, doch blieben sie dank ihrem persönlichen Takte am Platz, gaben jedoch das Versprechen keinen Zug von den Nachbarstationen anzunehmen und die ihrigen für jegliche Operationen zu schließen.

Unterdessen drängten sich die Ereignisse in Kurland(!); in Pytalowo empfand man sie in besonderer Schwere durch die nahe Nachbarschaft des vom Aufstande ergriffenen Gebietes. Die blutige Abrechnung (sic!) der Letten mit den deutschen Gutsbesitzern, das Einäschern der Güter und Schlösser, das Zerstören der Gefinde, alles dieses hielt die Gemüter in äußerster Spannung und gab dem Geschwäg, der Mutmaßung und vor allem der Phantasie reichliche Nahrung. Immer schrecklichere Gerüchte, eines pinter-tonistischer, unsinniger und unwahrscheinlicher als das andere, verbreiteten sich mit unglaublicher Geschwindigkeit und wurden für bare Münze genommen.

Die Nervosität ging so weit, daß man, je unmöglicher und ungeheuerlicher ein in Umlauf gebrachtes Gerücht war, desto mehr geneigt war, es glaubhaft zu finden.

Wenn die jüdischen Fuhrleute, die durch die Schließung der Bahn gute Geschäfte machten, nach Pytalowo nach Waren kamen, so schilderten sie in der ihnen eigenen Expansivität in grellen Farben alle möglichen neuen Bluttaten. Neben den schon bekannten Tatsachen, dem Einäschern der Schlösser und Güter sprach man von Nägeleinschlagen in die Köpfe lettischer Kinder durch deutsche Gutsbesitzer, von Insfeuerwerfen der Letten durch die Barone, von Erschießen, Hängen und anderen Lynchverfahren. Wahres von Unwahrem zu unterscheiden war unmöglich. Man redete von riesengroßen Meetings, Massenaufzügen unter roten Fahnen, Anrücken einer bewaffneten 30,000 köpfigen Menge auf Pleskau, allgemeiner bewaffneter Erhebung der Bewohner, Flucht der

Deutschen aus ihren Nestern usw. Von allen diesen furchtbaren Gerüchten war eines wahr, Schloß Stomersee war niedergebrannt¹ und ausgeplündert.

Niemand geriet daher in Erstaunen, als an einem Novembermorgen (?) in der Frühe über Pytalowo in den südlichen Teil Kurlands (!) zuerst ein Escelon des Irkutsker Regiments, das in Pleskau Quartier hatte, einrückte, dem in 3 oder 4 Tagen eine Abteilung Donischer Kosaken mit 10 Maschinengewehren, 6 Kanonen und angeblich einem Waggon Dynamit unter dem Kommando des Obristen Grafen Grabbe folgte. Mit der Ankunft der Strafkompagnie im Empörungsgebiet wechselten die früheren Gerüchte mit Berichten von Zusammenstößen, Scharmügeln und blutigen Schlachten zwischen den Truppen und den Aufständischen ab, von Hinterhalten im Walde, unter Brücken, von Vergiftungen der Kosaken, Massenerschießungen und Vertilgungen ganzer Abteilungen der Strafexpedition. Die Einbildung und die Neugier arbeiteten krankhaft und stark, der ungesunde kigelnde Gedanke, selbst Augenzeuge sein zu können und mitzuerleben, trat quälend unter uns auf und die von den jüdischen Fuhrleuten lebhaft entworfenen Bilder verließen uns nicht einen Augenblick, reizten und lockten.

Und bald kam die glückliche, wie es sich später erwies, unheilvolle Gelegenheit selbst auf dem Schauplatz der blutigen Vorgänge zu stehen; wir beschloßen sie wahrzunehmen ohne Ahnung wie bitter wir hernach das Verlangen „starke Erregungen“ auszukosten bereuten.

Es war etwa gegen 12 Uhr mittags. Der langverstumpte Telegraph der Pytalowoschen Zweigbahn schlug plötzlich alarmierend auf und forderte die Annahme eines Telegramms. Da der Telegraph in jener Zeit nur Dienstliches beförderte, für jede private Benutzung geschlossen war, so hätte der Telegraphist fast die Annahme einer Privatdepeche, die von der Station Wolowj ausging, verweigert, jedoch die Erklärung, daß es sich um ein außerordentliches und geheimes Telegramm des Kommandierenden der Strafabteilung Grafen Grabbe handele, interessierte alle Anwesenden und der Telegraphist begann zwei sehr lange aus einigen Hundert Worten bestehende chiffrierte Telegramme an verschiedene

¹) In der Nacht zum 2. Dezember 1905.

höhere Militärs in Petersburg niederzuschreiben. Diesen viel Interesse erregenden Telegrammen folgte ein weiteres, vom Stationsvorsteher zu Bolowiß an den Stationsvorsteher zu Pstalowo, unverzüglich für die Instandsetzung eines Extrazuges zum Transport verwundeter Kosaken ins Plestauische Kriegshospital zu sorgen.

Die Ausrüstung des Zuges war die Tat einer halben Stunde. Auf der Station standen immer die dejourierende manövrierende Lokomotive und zwei Waggons zu den gewöhnlichen Fahrten der Pstalowoschen Zweigbahn. Der Stab des Dienstpersonals bestand aus „freien“ Dienenden, die kraft der herrschenden Instruktionen der Eisenbahnverwaltung verpflichtet waren die Obliegenheiten eines Kondukteurs in Extrafällen, die keinen Aufschub duldeten, auszuüben, wobei jede Weigerung streng bestraft wurde. Es war nicht nötig, an Strafen und Instruktionen zu erinnern, niemand brauchte aufgefordert zu werden. Es fanden sich drei, ja viermal mehr Willige als erforderlich waren, die nach starken Eindrücken Verlangen trugen.

Um 1 Uhr rollte die leichte schöne Lokomotive mit dem Tender voran (ich erwähne und betone diesen anscheinend geringfügigen Umstand, denn es ergibt sich später, welche große Bedeutung er für 10 Menschenleben hatte) in den klaren, zu Frost neigenden Tag hinein, mit 2 Waggons, einen II. und einen III. Klasse. Wir machten es uns auf den weichen Bänken II. Klasse bequem, plauderten, teilten uns unsere Erlebnisse mit und kosteten im voraus das Vergnügen nun selbst Augenzeuge zu sein, und keiner von uns kam auf den Gedanken, daß wir uns mit dieser waghalsigen Fahrt einer Gefahr aussetzten. Vermutlich hätten sonst viele dieser Reise und dem Durst nach Abenteuern entsagt.

Unsere lebhaft geschraubte Stimmung wurde durch den Stationsvorsteher in Kuprowo einigermaßen gekühlt, der uns eine unangenehme Neuigkeit mitteilte. Nach seinen Worten waren gleich nach Ablassen der letzten Militärzüge die Ketten der nächsten Gefinde in großen Haufen auf die Station gekommen, hatten an ihre Forderung erinnert, keinen Zug durchgehen zu lassen, und auf die Erklärung des Stationsvorstehers hin nochmals kategorisch gefordert keinen einzigen Zug passieren zu lassen, mit der Drohung daß sie jeden erscheinenden Zug zum Entgleisen bringen würden, wovon sie übrigens die Maschinisten und Kondukteure in Kenntnis zu setzen baten.

Hier muß bemerkt werden, daß auf die von der Einlieferung der Militärzüge zurückkehrenden Maschinisten mehrfach auf der Strecke geschossen wurde, zum Glück erfolglos.

„Meine Herren, ich weise jede Verantwortung für die ungefährdete Fahrt auf meiner Strecke ab. Entscheiden Sie selbst, was man tun soll — nach Bolowoff fahren oder umkehren,“ sagte der aufgeregte Stationsvorsteher. „Ich lebe lange unter den Letten und weiß aus eigener Erfahrung, daß es kein bloßes Drohen oder Einschrecken ist; sie sind selbst zu den äußersten Maßnahmen fähig.“

Die Überzeugung des Stationschefs machte uns nachdenklich, doch dank der entgegengesetzten einleuchtenden Argumente, wie „auf gut Glück, nur Kurage und irgend wie wird's gehen“, beschloß die Stimmenmehrheit an den Bestimmungsort zu fahren. Mit Holz und Wasser versorgt, legte der Zug in verlangsamtem Tempo die Strecke glücklich zurück und kam in Bolowoff an. Die aufgestiegene Unruhe legte sich allmählich, aber die frühere Stimmung war in Kuprowo geblieben.

*

Raum hatte der Maschinist den Zug gebremst und waren wir auf die Plattform getreten, als plötzlich wie aus dem Hinterhalt, hinter einer Verzäunung, die an das Stationsgebäude stieß, eine Gruppe junger Letten hervorstürmte, augenscheinlich von jemand alarmiert und daher bewaffnet, und sich auf uns laut schreiend und gestikulierend stürzte.

„Woher? Wozu? Es ist befohlen keine Züge abgehen zu lassen! Umgekehrt, so lang Ihr noch lebendig seid. Sofort! Ihr habt den Kosaken Waffen gebracht,“ schrien die Burschen, zu denen sich allmählich immer mehr Leute gesellten, die nicht sehr gastfreundlich gesinnt schienen.

Ich muß gestehen, daß wir beim eiligen Aufbruch von Hause nicht nur die warmen Überzieher zurückgelassen hatten, sondern auch die jedem Abenteuerer unumgängliche Kaltblütigkeit und Tapferkeit und es ist daher natürlich, daß uns die Angst ordentlich packte. Der Empfang war kein ganz lebenswürdiger und hätte jedenfalls höflicher sein können, da die Letten bei vielen unter uns geheime Sympathien besaßen. Nur unser Maschinist verlor nicht den Kopf

und erklärte ruhig und höflich, daß wir ohne jede verbrecherische Absicht auf die lettische Bevölkerung nach Bolowiß gekommen seien, keine Waffen brächten, sondern zu friedlichen Zwecken, ausschließlich der Dienstpflcht und der Disziplin gehorchend, daß wir indessen ihren durch die erregten Zeitumstände berechtigten Verdacht verständen und sie, die Erzten, an uns keine Gewalttat ausüben dürften. Der Maschinist hielt sich wie ein richtiger Parlamentarier. Die sonst verödete Station, die schon seit lange für den Verkehr geschlossen war und auf der niemand etwas zu suchen hatte, war von einer lärmenden Menge gedrängt voll, die sich stetig vergrößerte durch die aus der nahegelegenen Trakturanstalt, die brechend gefüllt war, zuströmenden Leute.

Dieser ganze Haufe umdrängte sich stoßend unsern Unglückszug, viele stiegen in die Waggon, sogar auf die Lokomotive, alles beriechend, durchsuchend, durchstöbernd, vermutlich auf der Suche nach Waffen. Die Menge wurde immer größer, bis gegen Hundert, auf den Gesichtern lag hinterlistige, finstere Bosheit.

Kosaken waren noch nicht da. Da es unter diesen bösen Blicken zu bleiben ungemütlich wurde, begaben wir uns, unpreßt von einem Ring erregter menschlicher Leiber, voller Erwartung ins Kabinett des Stationsvorstehers. Etwa nach zehn Minuten erklang auf dem gefrorenen Boden Räderrollen und das Aufschlagen von Pferdehufen.

„Kosaken!“, — Wie ein elektrischer Funken ging das erregte Stimmengewirr der Menge und aller Blicke hingen in der Richtung des Geräusches. Bewegung kam in die Masse, sie fing an sich zu lösen. Von der Höhe kamen in toller Fahrt drei vornehme geschlossene Wagen mit je zwei kräftigen Pferden bespannt und geleitet von acht Kosaken zu Pferde, mit Gewehren über der Schulter.

Die Menge lichte sich merklich. Aus der vorderen Kalesche sprang zuerst ein junger Kosakenoffizier, dann folgten zwei stattliche Herren mit typisch rasierten Gesichtern deutscher Gutsbesitzer und halfen aufgeregten Frauen und erschreckten Kindern heraus. Dasselbe geschah an den beiden anderen Kaleschen mit Hilfe des zweiten Offiziers. Im Bewußtsein ihres bedeutenden Übergewichts sammelten sich die Letten von neuem und drängten sich in lärmenden Haufen um die Ankömmlinge.

Obgleich sie lettisch sprachen, so konnte man aus dem Tone und den Geberden, die sich auf die Angekommenen richteten, schließen, daß es über sie herging. Diese traten ängstlich in Gruppen an ihre Wagen zusammen. Die verschlafenen hilflosen müden Kinder sahen voll Schrecken auf die feindselige Menge und drückten sich zitternd an die Erwachsenen. Ein kleines mageres Mädchen lief mit starren Augen von einer Seite zur anderen und machte den Eindruck einer Gestörten.

„Wo sind die verwundeten Kosaken, Ew. Wohlgeboren?“ fragte unser Maschinist den Offizier. — „Sie werden gleich hier sein, meine Herren. Wir bitten sehr, zusammen mit den Kosaken die drei von uns hergeführten unglücklichen Familien hiesiger Gutsbesitzer, deren Güter vor unserer Ankunft zerstört sind und deren Leben Gefahr droht, in den Zug aufzunehmen. Baron W., dessen Familie ebenfalls hier ist, schreiben die Bauern die Berufung der Strafkompagnie zu. Nehmen Sie sie mit den Kosaken!“ —

Wenn auch dieser Umstand bei der Abfahrt aus Bytalowo nicht vorauszusehen war, so hatten wir persönlich nichts gegen diesen Akt der Barmherzigkeit, um so mehr, da der Zug nicht nach dem Fahrplan und ohne Ordre ausgefahren war, und also in dienstlicher Beziehung nichts zu verantworten hatte.

Aber wir sollten uns sofort davon überzeugen, daß die deutschen Familien schwerlich fortkommen würden. Kaum schwieg der Offizier, als die Menge zu schreien und mit den Armen zu gestikulieren begann und das ganze Verhalten derselben zeigte deutlich, daß sie sich ihrer Abfahrt widersetzen werde. Man lärmte, zankte, schimpfte; nach 5 Minuten aber wurde es still und drei junge Letten mit einigermaßen intelligenten Physiognomien traten zu uns und den Offizieren und erklärten ruhig ohne Geste und Gespreiztheit, daß der Zug die Verwundeten ungehindert aufnehmen könne, falls aber ein Deutscher einstiege, derselbe nicht von der Stelle gelassen werde.

„Und wenn die Kosaken die Waffen gebrauchen,“ fuhren die Letten fort, als sie die Kosaken krampfhaft nach den Nagaken greifen sahen, „so verantworten wir nicht für das Blut, das dann fließt!“ —

Der Offizier wurde dunkelrot, schwieg jedoch und besann sich. Die berittenen Kosaken drängten dichter aneinander. Die Pferde spigten die Ohren, standen unruhig, warfen die Köpfe und schielten mit hervortretenden Augen auf die wiederankwogende Menge.

Blleich, verstört und machtlos traten die Offiziere in Unterhandlung; da die Macht auf Seiten der Letzten war, gehörte viel Takt und Kaltblütigkeit dazu, keine blutige Lösung des Streites hervorzurufen. Die Frauen weinten, rangen die Hände, die Kinder, die vor Hunger und Furcht zitterten, schlugen sich vor Überreizung, ein großer blonder Herr, Besitzer des eingeseicherten Schlosses S. fuhr erregt mit vor Kälte roten Händen in der Luft umher und schrie mit weinerlicher Stimme die Menge an. Seine harten, sich überstürzenden Schimpfworte, die vor der Gegenwart der Frauen und Kinder keinen Halt machten, hingen schwer in der Luft.

„Sie schlagen uns tot!“ schrien hysterisch die Frauen, helles Rot lag auf ihren Wangen, die Kinnladen zitterten, andre waren weißer als Mehl und aus aller Augen rannen große Tränen.

„Sie werden uns den Hals abschneiden,“ wimmerten die verwirrten Kinder mit schmalen Gesichtchen und dunklen Flecken unter den verweinten gequälten Augen.

„Nichtswürdige! Totschläger!“ schrie der Blonde in höchsten Tönen.

„Sie werden nicht fahren!“ beharrte eigenfönnig und boshaft die Menge. „Kehren sie um, solange Sie noch heil sind!“

Und wie zur Bekräftigung ihrer Worte setzten sich einige in die Waggons, andere auf die Lokomotive und schrien von dort: „Nicht abfahren!“

„Wir geben Euch Geld, viel Geld!“ wollten die Frauen vorschlagen, doch der große Blonde wehrte verzweifelt mit den Händen ab, um sie zum Schweigen zu bringen.

„Ich schieße!“ rief er plötzlich aus und griff in die Tasche. „Herr Offizier, befehlen Sie in die Gemeindeverwaltung zu telephonieren; es soll Hilfe kommen.“

„Gew. Wohlgeboren, die Telephonposten sind auf dem Wege durchschnitten,“ meldete der Kosak, die Hand an der Mütze, sich vom Pferde neigend.

„Geht auseinander! Laßt durch oder ich schieße!“ rief wieder der Deutsche wie unter Tränen.

Diese Worte fanden einen dumpfen unheilverkündenden Widerhall. Etwas Unbändiges lag in diesem Geheul und wie ein Mann stürzte sich die Menge in einer furchtbaren Lawine, die alles zu erdrücken droht, zu den Wagen. Schon reckten sich zu dem Gesicht des Barons riesige, krampfhaft geballte Fäuste, die hinteren erregten Reihen stießen und drängten nach vorne; das blutige Drama sollte beginnen.

Der Baron erblickte, seine forschenden Augen irrten über die Menge und mit matter Stimme bat er die Offiziere um Schutz zum Rückzug.

Abermals erklangen die Hufeisen der Pferde auf der gefrorenen Erde, die Kaleschen fuhren ab, geleitet von fürchterlichen Drohrufen und schrillen durchdringenden Piffen. Das Unheil war abgewendet.

„Die Telegraphenverbindung mit Kuprowo ist eben unterbrochen,“ verkündete bleich und verstört der Stationschef. Das Herz entfiel uns allen. Was tun? Was nun? Etwas in dieser Menge abwarten bis der Telegraph in Stand gesetzt war! Es genügte in die wütenden, finstern Gesichter der durch die Schmähungen und Drohungen des Barons empörten Letten zu sehen, um einen unwillkürlichen Schauer und die Ohnmacht vor dieser blinden Rächergewalt (sic!) zu fühlen.

Es war schon 5 Uhr abends, als endlich in verdeckten Wagen aus dem Gute Stomersee die im Zusammenstoß verwundeten Kosaken gebracht wurden, vier schwer, vier leichter verwundet. Die sie begleitenden Kosaken trugen sie vorsichtig in die Waggons. Die Leichtverwundeten gingen selbst. Jemand stöhnte leise. Vielen zitterten die Hände, die Gesichter waren verschlossen und finster. Das Plazieren der Verwundeten ging ungehindert, obgleich der Haufe recht groß war. Es war als ob diese Leute etwas Schreckliches, Unvermeidliches, Unentrinnbares wissen, das auf allen Gesichtern den Ausdruck der Neugier und geheimer Freude hervorrief. Wir fühlten, daß uns etwas Unangenehmes bevorstehe, erwarteten aber nicht was.

Der kurze halb winterliche, halb herbstliche Tag ging zu Ende, es war gewagt zur Nacht, bis der Telegraph in Ordnung gebracht wurde, am Orte zu bleiben.

Der Stationsvorsteher bestimmte die Abfahrt, dabei gab er dem Maschinisten die Weisung mit einer Geschwindigkeit von 5 Werst die Stunde zu fahren.

Die Lokomotive wurde vor den Zug gestellt, mit dem Schornstein voran und in der Dämmerung machten wir uns auf den geheimnisvollen Weg.

*

Allem Anschein nach werden sämtliche Befehle und Verordnungen dem Russen nur zu dem Zweck erteilt, damit sie nicht befolgt werden.

In der Freude, wohlbehalten aus diesem unruhigen Orte fortzukommen, schlug der Maschinist sofort eine Geschwindigkeit nicht von 5, sondern von 55 Werst an, während die Maximalschnelligkeit der Bytalowschen Zweigbahn nicht über 30 Werst die Stunde geht. Und doch hat diese tolle Fahrt uns vor dem augenscheinlich sicheren Tode gerettet.

Die Waggons schaukelten furchtbar, sprangen, ächzten, dröhnten, aber rasten vorwärts. Auf den weichen Kissen lagen die Kosaken und erzählten ihre ernstesten Erlebnisse. Die Bahnlinie ging über einen hohen künstlichen Damm, der immer steiler und höher wurde. Plötzlich ein furchtbarer Stoß, ein jäher Krach, dann Stoß auf Stoß, der Waggon sprang nach rechts und links wie ein gekoppeltes Pferd, erzitterte und blieb mit einem Mal stehen.

Das Stoßen, Krachen, Klirren zerbrochener Fensterscheiben, Stöhnen der von ihren Bänken gestürzten Verwundeten, schrilles Dampfauslassen vereinigte sich zu einer grauenvollen Musik. Alles kam so plötzlich, so schnell und unvermutet, daß wir nicht zu uns kommen konnten, als der Maschinist schon starken Kontredampf gegeben hatte und der Waggon schon stand; so vollständig hatten wir den Verstand durch die schreckliche Unmittelbarkeit verloren, daß die am Boden Liegenden, anstatt im ersten Moment hinauszu springen, sich fest an die Lehnen und Füße der Bänke klammerten und mit versagenden Herzen warteten, daß der Waggon den Abhang herabstürze. Eins war klar: es mußte eine Entgleisung sein. Dieser Gedanke brannte sich wie ein Funke in das vor Schreck erstarrte Gehirn ein. Im Augenblick der Katastrophe lag ich auf der aufgerichteten Polsterlehne des Waggons, von dem

jähem starken Stoß floh ich auf die gegenüberliegende Seite; an das Eisengitter für Handgepäck stieß ich heftig mit dem Kopf und fiel dann von oben mit der Brust auf die in einem Anäuel liegenden Kosaken, auf mich stürzten die an den Zwischenwänden aufgestellten Gewehre.

„Täubchen, meine Lieben, wir werden erdrückt!“ stöhnte dumpf jemand unter uns.

Der erste fürchterliche Augenblick verging, das Stöhnen der verletzten Kosaken füllte den Raum und löste die Erstarrung.

Eine schreckliche Panik entstand. Von wilder tierischer Furcht ergriffen, sprang einer nach dem andern durch die vom Stoß aufgeprungene Tür hinaus. Zitternd und bleich sahen die Verwundeten, deren Kraft bis zu den ausgeschlagenen Fenstern reichte, hinaus und schlugen mehrmals das Zeichen des Kreuzes.

Was wir sahen ließ das Herz erzittern und eine unwillkürliche Kälte lief über den ganzen Körper. Tief in die Erde gebohrt stand auf den Vorderrädern hart über dem entsetzlichen Abhang der Waggon, als ob er den Sprung in die Tiefe gefürchtet hätte, sich zurückgebäumt und mit dem ganzen Körper nach hinten gedrängt hätte, wodurch die folgenden Waggon aufgehalten worden waren.

Alle acht Räder der Lokomotive waren vom Geleise und wie die Räder der Waggon tief in den Boden gedrungen. Ein Millimeter hätte genügt, und unten läge eine formlose Masse zertrümmertes Eisen, Holz und Knochen, bespritzt von Blut und Hirn. Die Ursache der Entgleisung lag offen da und brauchte nicht gesucht zu werden. Von der gestürzten Lokomotive zog sich in der Richtung zur hölzernen Brücke, die wir eben passiert hatten, auf den von den Rädern zerbrochenen Schwellen etwa 10 Faden lang eine Furche aufgerissener Erde und endete an der 4 oder 5 Faden langen Flußbrücke.

Diese Holzbrücke auf hölzernen Stützen war untauglich gemacht worden.

Während wir in Bolowff waren, hatten die Betten die Holzstützen durchläßt, sodaß die Balken, auf denen die Schienen ruhten mit den Querstützen in der Luft schwebten und wir beim Passieren unfehlbar in den Fluß stürzen mußten. Um dieses noch gewisser herbeizuführen, war kurz vor der Brücke selbst eine Schiene ent-

fernt, sodaß wir direkt auf der Brücke und den Schwellen gefahren waren. Außerdem lag dort noch ein abgesägter Telegraphenpfeifen. Was uns gerettet hatte, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen: ein glücklicher Zufall, ein Wunder, ein Sonntagskind unter uns, der Umstand, daß nicht alle Stützen von den Letten durchsägt waren, oder daß der Zug in rasender Fahrt, durch das Beharrungsvermögen, die verhängnisvolle Stelle übersprungen hatte — möge man es erklären wie man wolle — die Tatsache, daß wir über die hinter dem letzten Waggon zusammensinkende Brücke gefahren sind, bleibt Tatsache. Ich persönlich stimme für die letzte Erklärung, daß die ungeheure Geschwindigkeit und der Umstand, daß die Lokomotive mit dem Schornstein voran fuhr, uns rettete.

So waren wir einem Unglück entronnen, doch in ein anderes geraten. Wie lange noch? das war unsre tragische Frage, die um so tragischer wurde, als wir hilflos, unbewaffnet, denn was waren die acht oder zehn Gewehre in den Händen der verwundeten Kosaken, uns in einer Gegend befanden, die soeben von den Strafteilungen durchzogen war und die vielleicht am Tage vorher der Schauplatz blutigen Verfahrens gewesen war. Die Nacht brach schnell herein, mit Frost, ohne Mondschein und mit Schneefall.

In den Gefinden und Dörfern blinkten Lichter auf. Von dort brachte der Wind das unverständliche Stimmengewirr vieler Menschen, Hundegebell und -geheul, einzelne Rufe herüber.

Es war niederdrückend und furchtbar, und obwohl es heißt, auch der Tod ist in der Welt schön, so verließ uns das Gefühl der Angst und der Hilflosigkeit unserer Lage nicht. Dazu hatten fast alle keine warmen Kleider, da sie auf die Wärme des komfortablen Waggons zweiter Klasse rechneten.

„Meine Herren, die Lokomotive muß gehoben werden!“ sagte finster der Maschinist.

„Dazu haben wir keine Kraft, keine Hilfsmittel, die Lokomotivwinde ist vergessen worden.“

„Die Entfernung von einem Wächterhäuschen bis zum andern beträgt 4 Werst und mit den Bahnwächtern und Remontearbeitern laufen uns die Letten zusammen und schießen uns alle tot, wenn sie sich nicht schon hier verborgen halten. Ustin, geh zum nächsten Wächterhaus, und wir wollen mit unseren Kräften

die Lokomotive auf das Geleise zu heben suchen," befahl der Maschinist.

Die Nacht war schwarz und schüttete scharfe stehende Schneeschauer nieder.

Der mit dem Auftrag Betraute entschwand bald unseren Augen im Dunkel des sumpfigen Felbes. Plötzlich krachte, wie ein heller Funke, ein naher Schuß.

War Ustin erschossen? Der furchtbare Gedanke stieg auf, die unterdrückte innere Unruhe brach mit neuer Macht hervor und mit ihr wurde ein gewaltsamer früher Tod in den Morästen möglich und wahrscheinlich.

Vor Kälte und Furcht erstarrt drängten wir uns zur Lokomotive, wie eine Herde verängstigter Schafe, über die ein Unwetter gekommen. Die Kosaken nahmen ihre Mützen ab und bekreuzigten sich, breite, große Kreuze. Jeder Laut, das geringste Geräusch setzte in Schrecken. Man versuchte die Lokomotive zu heben, aber ohne weitere Hilfe war das unmöglich.

Unterdessen kam Ustin nicht zurück; wir wußten nicht ob er tot oder lebendig. Unsere Geduld war erschöpft; es war schon 9 Uhr abends und wir hatten mehr als 40 Werst zu fahren. Da blinkte plötzlich weit, weit ein Lichtschein auf, geheimnisvoll und rätselhaft, schwankte und kam näher.

Sind's die Anrigen? oder Fremde? Ustin mit den Arbeitern oder Letten, um uns zu töten?

Mit freudiger Ungeduld und zugleich mit banger Furcht warteten wir auf das Näherkommen des geheimnisvollen Lichtes.

Ustin war's zum Glück! Ustin mit vier vom eiligen Gange atemlosen Bahnwächtern, die 2 kräftige Balken trugen.

Nun begann ein einmütiges Arbeiten an der Aufrichtung der entgleisten Lokomotive. Der Tender war gehoben, aber die Lokomotive selbst zu heben war kein leichtes Stück. Beide Balken brachen und eine Schiene mußte ausgehoben werden, um sie als Hebel zu gebrauchen.

Doch man kam um nichts weiter.

„Schneller, meine Herren, schneller. Um Gottes willen beeilen Sie sich,“ trieb uns der junge Offizier mit erregt zitternder Stimme an, hinter seiner vorgehaltenen Mütze bekreuzigte er sich.

„Vielleicht sollten wir zu Fuß zur Station und das Unglück telegraphisch melden,“ rief er ungeduldig.

„Wir können die Lokomotive nicht verlassen, wir sind verpflichtet sie aufzurichten,“ unterbrach ihn der ernste Maschinist, von dessen Gesicht der Schweiß in Bächen rann.

Doch endlich hatten wir Gottlob nach schwerer fast zweistündiger Arbeit, keuchend und naß, aber voller Befriedigung, die Lokomotive auf die Schienen gebracht und atmeten erleichtert auf.

Gott sei Dank! Gott sei Dank, fast lachten wir vor Freude, und wußten doch nicht, was uns in dieser dunkeln, kalten Nacht auf der öden, morastigen Fläche bevorstand. Man beschloß die Waggons zurückzulassen, um sie zu gelegenerer Zeit abzuholen. Wir hätten sie auch nicht heben können und wagten durch eine Verzögerung zu viel. Vom Tender wurde der überflüssige Vorrat an Heizmaterial geworfen, um mehr Raum zu schaffen, und nur die notwendige Menge an Holz zur Weiterfahrt gelassen. Die erstarrten, stöhnenden Kofaken, deren Verbände durch die Erschütterung und den Fall sich gelöst hatten, sodaß die Wunden offen lagen, wurden hineingehoben, die Lichter gelöscht, die nicht nur unnütz, sondern auch gefährlich waren, da sie unnötige Aufmerksamkeit erregten, der Dampf ausgelassen und ohne Pfiff und Signal machten wir uns auf den dunklen unheimlichen Weg, vielleicht größeren Schrecken und Ängsten entgegen, als die wir eben durchlebt hatten. Trotz des brennenden Wunsches mit vollem Dampf von hier fortzukommen, fuhren wir jetzt aus eigener Vorsicht, ohne jede Vorschrift, mit einer Geschwindigkeit nicht von 5 Werst, sondern von 3, ja von 2 in der Stunde, denn das Vergnügen sich den Hals zu brechen, lockte niemand. Die Fahrt war voller Unruhe, Aufregung und Schrecknissen. An jedem verdächtig scheinenden Punkte wurde gehalten, alle außer den Verwundeten stiegen aus, zündeten Fackeln an und untersuchten jede Spur, wie gewissenhafte Spürhunde. Und dieser Spuren waren viele, ungeachtet des fallendes Schnees, frische, ebengetretene, besonders bei den zahlreichen hölzernen Brücken und Brüdchen. Nachdem jede Schiene, jede Stütze, jeder Balken genau besehen, ließ der Maschinist leise den Dampf aus und wir stiegen erst ein, wenn wir zu Fuß das andre Ufer erreicht hatten. So fuhren wir vorsichtig bis zur nächsten Brücke, stiegen wieder aus und wieder ein.

Furcht und Aufregung legten sich allmählich. In der Ferne blitzte ein Licht auf, tauchte auf und verschwand.

„Anhalten! Seht, seht!“ erklang plötzlich die nervöse Stimme des Offiziers und brachte alle in die äußerste Spannung.

Ein rotes Signal! Ein neues Unglück!

„Das ist nicht in Ruprowo,“ entschied der erfahrene Maschinist, ein guter Kenner der örtlichen Topographie. „Das ist genau auf der großen Brücke, etwa eine Werst von Ruprowo.“

Das hochgestellte rote Licht brannte unheilvoll wie ein riesiges Auge eines phantastischen Tieres, das sich langsam näherte. Wenn jene Brücke auch durchsägt wäre, so kämen wir nicht nach Ruprowo und müßten auf der Strecke nächtigen, da der Rückweg abgeschnitten war. Das Herz wollte nicht mehr schlagen und die Verzweigung war grenzenlos. Im Näherkommen sahen wir jedoch, daß das rote Signal jenseits der Brücke brannte und diese folglich unverkehrt war. Trotzdem trauten wir nicht, gingen zu Fuß hinüber, während die Lokomotive vor der gefährlichen Brücke, vor der gewarnt wurde, stehen blieb.

„Keine Gefahr, meine Herren, der Stationschef von Ruprowo läßt Ihnen melden, daß Sie in Ruprowo halten sollen. Die Letzten, die heute auf der Station waren, verlangen schleunigen Abzug, sie drohen, daß sie Vorsteher und Gensdarm erschießen würden. Wir haben die Laterne aufgestellt in der Furcht, daß Sie vorbeifahren und uns hierlassen,“ sagte der Stationswächter, den wir im Dunkeln zuerst nicht bemerkt hatten.

Nirgends ein Lichtzeichen. Auf der Station alles dunkel und still, wie ausgelegt, als ob der Feind gehaust hätte. Nur im Warteraum neben einem Haufen in Eile zusammengerafften Hausgeräts weinten in große Tücher und Waschyks gehüllte Frauen und Kinder.

„Schnell, schnell! nicht einen Augenblick aufgehalten!“ Der Stationschef eilte aus dem Bureau, sein Gesicht zuckte nervös, in den Händen hielt er verschiedene Papiere und eine Geldkassette.

„Ist kein Gensdarm bis jetzt da? Dann fahren wir, los!“

Noch eine Portion Brennholz wird hinausgeworfen, alles drängt zusammen und man nimmt den Stationsvorsteher, zwei Wächter und ihre Familien auf. Die Sachen mußten wegen Raummangels zurückgelassen werden.

Der Stationsvorsteher erzählte, daß gleich nach Ablaffen unseres Zuges von Bolowisk, eine Bande bewaffneter Letten auf die Station gestürmt wäre, eine Erklärung gefordert hätte, woraufhin ihrem Befehl zuwider gehandelt worden sei, er den Zug angenommen und befördert hätte, in dem ihres Wissens Waffen und Munition nach Bolowisk gebracht wären. Der Stationsvorsteher hatte sich rechtfertigen wollen, aber einer der Letten ver setzte ihm mit dem Flintenkolben einen Schlag auf die Brust. Dann durchsuchten sie die ganze Station, forschten nach dem Gensdarm, der bis jetzt aber nicht aus seinem Versteck gekommen war. Im Abziehen verlangten sie, daß der Stationsvorsteher am selben Tage Kuprowo verlasse, widrigenfalls sie die ganze Station niederbrennen würden.

Hinter Marienhäusen fuhren wir schneller; in tiefer Nacht, erfroren, hungrig, moralisch und physisch erschöpft, erschüttert von den erlebten ernsten Szenen, kamen wir in Pytalowo an. Unsere Angehörigen und Bekannten, die aus Kuprowo vom Eisenbahnunglück benachrichtigt waren, hatten in der Ungewißheit schwere qualvolle Augenblicke durchlebt. Die böse Kunde von der Entgleisung verbreitete sich sofort auf der Station. Da gab es keine ruhige Seele, da jeder, wenn auch nicht Verwandte, so doch Bekannte im Zuge hatte. Daß die Freude und die Tränen nicht enden wollten, ist eigentlich überflüssig zu sagen.

Die Unruhen erneuten sich etwa 1 $\frac{1}{2}$ Wochen nach diesem Vorfall. Als die Gegend still wurde, schritt man zur Wiederherstellung der zerstörten Brücken. Die zurückgelassenen Waggons hatten die Letten verbrannt. Dem Untersuchungsrichter gelang es, den Verbrechern auf die Spur zu kommen, welche, Gerüchten zufolge, in Wolmar erschossen wurden.



Die Anfänge geburtshilflich-klinischen Unterrichts an der wiedererrichteten Universität Dorpat.

Von
Dr. James Brock.

In der Ausgabe wissenschaftlicher Aufsätze der Schüler Prof. Ott's zu dessen 25-jährigem Jubiläum erschien 1906¹ unter dem Titel: „Eine Seite aus der Geschichte der Geburtshilfe, der Frauen- und Kinderkrankheiten in Rußland“ eine Arbeit des ehemaligen Dorpater, jetzt Kiower Professors Muratow, die von großem Interesse für die Anfänge des geburtshilflich-klinischen Unterrichts an unserer alten Landesuniversität ist. Ein näheres Eingehen auf diesen Aufsatz mußte ich abhängig machen von einer Reise nach Dorpat und da es mir nun erst im J. 1910 vergönnt war, meiner alten Vaterstadt einen Besuch abzustatten, so bitte ich damit das so späte Erscheinen der vorliegenden Arbeit entschuldigen zu wollen.

Als Glied einer Kommission die Materialien zur Geschichte der Universität während ihres einhundertjährigen Bestehens (1802 bis 1902) veröffentlichen sollte, hatte Prof. Muratow es mit dem Teile des Universitätsarchivs zu tun, der sich auf das Katheder der Geburtshilfe bezog und er stieß dabei auf sehr interessante und lehrreiche Angaben hinsichtlich der Geschichte und Entwicklung des Katheders der Geburtshilfe, der Frauen- und Kinderkrankheiten an einer der ältesten Universitäten Rußlands, wobei die Gerechtigkeit es verlangt zu erwähnen, daß hier die Rede ist von der Universität, die zu jener Zeit an der Spitze der andren Universi-

¹) Сборникъ трудовъ по акушерству и гинекологіи посвященный проф. Дмитрію Оскаровичу Отту. С.-Петербургъ 1906.

täten Stand, sowohl in Bezug auf die Lehrkräfte, als auch den Reichtum der Lehr-Hilfsmittel.

In seiner Arbeit behandelt Prof. Muratow die Berufung und die Wirksamkeit Prof. Deutsch's in Dorpat. Wenn ich auch in der folgenden Darstellung hauptsächlich den Angaben Muratows folgen werde, so kann ich doch die andern mir zugänglichen Quellen nicht unberücksichtigt lassen.

Bei Gründung der Universität war ein selbständiger Katheder für Geburtshilfe anfänglich nicht vorgesehen, sondern dieses Fach wurde vertreten vom Chirurgen, der das Katheder der Chirurgie und Geburtshilfe einnahm, wozu am 14. Okt. 1803 Dr. Raugmann gewählt wurde. Doch schon sehr bald trat das Bestreben zu Tage, die hohen Vorgesetzten von der Notwendigkeit einer Trennung dieser beiden Lehrstühle zu überzeugen. Im Universitätsarchiv befindet sich darüber folgendes bedeutungsvolle Dokument, ein Schreiben des Ministers der Volksaufklärung an den damaligen Kurator des Dörptschen Lehrbezirks F. J. Klinger, datiert vom 21. August 1804:

Mein hochgeehrter Herr,
Feodor Iwanowitsch!

Auf Grund der von Ihnen in Ihrer Vorstellung dargelegten Urfachen, bin ich damit einverstanden, daß das Katheder der Chirurgie und Geburtshilfe geteilt wird, so daß der eine Professor nur den Unterricht in der Chirurgie erteilt; dem Professor der Vieharzneikunde jedoch zugleich der Unterricht in der Geburtshilfe übertragen wird, ohne dafür eine besondere Gage anzumessen.

Peter Sawadowitsch.

Dieser Vorschlag des Ministers würde uns ganz unverändert bleiben, wenn wir nicht aus andern Quellen hierüber Aufklärung erhielten. Bei Gründung der Universität 1802 waren für die medizinische Fakultät folgende Katheder vorgesehen, deren Vertreter ordentliche Professoren sein sollten: 1. Physiologie und Pathologie, 2. Therapie und Klinik, 3. Anatomie, 4. Chirurgie und Geburtshilfe, 5. Botanik, 6. Chemie und Pharmazie.¹ Sehr bald nach Eröffnung der Universität wurde vom Rektor Parrot ein neues Statut vorgestellt, das bereits am 12. Sept. 1803² die Allerhöchste Bestätigung erhielt. Nach diesem sollte die medizinische Fakultät aus folgenden Lehrstühlen bestehen: I. Von or-

¹) Пётуховъ, Е. В., Императорскій Юрьевскій, бывшій Дерптскій Университетъ, 1902, С. 107. -- ²) ib. С. 138.

dentlichen Professoren besetzte: 1. Anatomie, Physiologie und gerichtliche Medizin, 2. Pathologie, Semiotik, Therapie und Klinik, 3. Diätetik, materia medica, Geschichte u. Literatur der Medizin, 4. Chirurgie und Geburtshilfe; II. Von außerordentlichen Professoren sollten vertreten werden: 5. die Vieharzneikunde u. 6. das Amt des Prorektors.¹

Die Lehrstühle der Chemie und Botanik waren auf die physiko-mathematische Fakultät übergeführt worden.

Offenbar beabsichtigte der Minister den Wunsch der Universität zu erfüllen und einen selbständigen Lehrstuhl für Geburtshilfe zu schaffen, ohne hierfür bei der Regierung um besondere Gesetzesbestimmungen und Statanweisungen einkommen zu müssen. Dieses ließ sich am bequemsten bewerkstelligen, wenn der Geburtshelfer den Lehrstuhl des Veterinärs einnahm, der fürs Erste wohl für entbehrlich angesehen wurde. Denn für die verschwindend kleine Zahl von Studierenden, die zur philosophischen Fakultät gehörig, sich speziell dem Studium der Militärwissenschaft, der Land- oder Forstwissenschaft widmeten, brauchte kein besonderes Katheder der Vieharzneikunde zu bestehen.

Weiter berichtet Muratow: Es läßt sich über die ersten Anfänge des geburtshilflichen Unterrichts wegen Mangel archivalischen Materials nichts finden. Ja, es ist ihm nicht gelungen nachzuweisen, wie lange nach der Trennung der Geburtshilfe von der Chirurgie der Unterricht zweier so verschiedenen Disziplinen, wie Geburtshilfe und Vieharzneikunde, gemeinsam hat stattfinden können und wie Deutsch, der erste Professor der Geburtshilfe sich dazu stellte.

Was die Periode betrifft, wo die Geburtshilfe in der Hand des Chirurgen lag, kann ich auch nichts Näheres berichten. Von der Zeit jedoch, wo diese Katheder von einander getrennt waren und Prof. Deutsch seinen Unterricht begann, reden zu uns mit klarer Sprache die regelmässigen zu Anfang jedes Semesters erschienenen Verzeichnisse der Vorlesungen. Genannt wird er hier stets D. Christian Friedrich Deutsch, ordentl. Professor der Entbindungskunst und Vieharzneikunst oder Vieharzneikunde oder Veterinärmedizin, wie er zuletzt im Verzeichnis für 1816 II charakterisiert wird; später wird er nur Professor der Entbindungskunst

¹) Пётровъ, Е. В., С. 147.

genannt. Vorlesungen über Veterinärkunde hat er offenbar nur in 3 Semestern gelesen und zwar in den ersten Semestern der Jahre 1806, 1807, 1808, wo Deutsch außer Vorlesungen über geburtshilfliche und gynäkologische Fächer noch folgenden Vortrag anzeigt: Viehheilkunde nach Metzger (Über die Krankheiten sämtlicher zur Ökonomie gehörigen Haustiere. Königsberg 1802) 4 mal wöchentlich. Zu andern Zeiten finden sich nur Vorlesungen über Geburtshilfe, Frauen- oder Kinderkrankheiten angezeigt. Hieraus geht hervor, daß Deutsch die Veterinärkunde bloß in den ersten 3—4 Jahren seiner Lehrtätigkeit und offenbar nur theoretisch vertreten hat. Der leere Titel Prof. der Veterinärmedizin wird wohl noch bis 1816 offiziell in den Listen angeführt. Es stimmt das vollständig überein mit der Behauptung Muratows, daß eine derartige abnorme Lage der Dinge nicht lange gedauert hat. Muratow fährt nun fort: „Zugleich bleibt es doch feststehende Tatsache, daß Geburtshilfe und Veterinärkunde sich einst in der Dorpater Universität sehr nahe standen.“

„Ich erlaube mir,“ sagt Muratow, „auf Grund folgender Erwägung so kategorisch zu behaupten, daß die Verhältnisse wirklich so lagen.“. . . „Als ich das Katheder der Geburtshilfe und Gynäkologie zu Jurjew inne hatte, staunte ich bei näherem Bekanntwerden mit dem Instrumentarium der geburtshilflichen Klinik, über die reichhaltige Kollektion altertümlicher, spezieller Instrumente; während, wie ich nebenbei bemerke, moderne Instrumente in äußerst ungenügender Auswahl vorhanden waren.“ Und eben in dieser Sammlung von Instrumenten sei er auf derartig eigenartige Instrumente gestoßen, die man hinsichtlich ihrer Maße, ihrer Konstruktion und Gestalt wegen niemals für Instrumente, die für menschliche Körper geschaffen wären, halten konnte. „Ohne Zweifel waren dieses veterinärärztliche Instrumente, die somit zum Teil als corpora delicti dafür dienen, wie nahe in der guten alten Zeit in Dorpat die Geburtshilfe dem Katheder der „Viehkrankheiten“ stand.“ Diese Bemerkung Muratows und ihre Begründung schien mir vom ersten Mal an, wo ich seine Arbeit las, unberechtigt und ungerechtfertigt und ich beschloß mich durch den Augenschein zu überzeugen. Bei meinem Aufenthalt in Dorpat im August 1910 traf ich den derzeitigen Direktor der geburtshilflichen Klinik Prof. Michnew leider nicht in der Klinik selbst an.

Doch durch seine liebenswürdige Empfehlung an seinen Assistenten wurde mir die Möglichkeit, die von Prof. Muratow erwähnte Kollektion von Instrumenten zu besichtigen und ich fand, was ich erwartet hatte: eine Kollektion — und zwar eine recht bescheidene und wenig zahlreiche — von gewöhnlichen, altertümlichen und daher recht monströsen geburtshilflichen Zangen. Seit 15 Jahren habe ich solch eine Kollektion täglich vor Augen, denn die Kais. St. Petersburger Entbindungsanstalt besitzt eine recht reichhaltige Sammlung alter, seit urdenklichen Zeiten außer Gebrauch gesetzter geburtshilflicher Instrumente, die wohl bestimmt nie mit einem tierischen Körper in Berührung gekommen sind. Ich muß aber offen gestehen, daß ich bei ihrem ersten Anblick auch den Verdacht hatte, daß sie nicht für menschliche Körper geschaffen wären, doch kann ich wohl mit Bestimmtheit behaupten, daß die St. Petersburger Entbindungsanstalt zu keiner Zeit mit der Veterinärkunde irgend etwas gemein gehabt hat.

Wenn dem Prof. Deutsch nun eine große Anzahl veterinärärztlicher Instrumente zur Disposition gestanden haben sollten, so müßten sie doch zu einem bestimmten Zweck angeschafft worden sein, d. h. doch wohl zu klinischer Verwendung. Nun finden wir aber im guten alten Dorpat nirgend wo die Spur einer Veterinärklinik bis etwa zur Mitte des 19. Jahrh., wo eine Spezialanstalt, das der Universität vollständig fernstehende Veterinärinstitut eröffnet wird.

Daß Deutsch selbst sein Verhältnis zur Veterinärkunde als ein ihm aufgezwungenes lästig empfand und es nicht gern sah, daß dessen erwähnt wurde, darauf weist die Stelle in den „Erinnerungen des Bibliothekars Anders“ hin, wo dieser berichtet: „Als Gynäkolog war in alter Zeit sehr geschätzt der Professor Deutsch, der sich auch auf Veterinärkunde verstand, aber auf die plumpe Frage, ob er auch Vieharzt sei, immer dieselbe Antwort hatte: „Wollen Sie sich kureren lassen?“¹

Damit wollen auch wir diesen Gegenstand fallen lassen und dieses Thema nicht mehr berühren.

Während der Chirurg Raugmann Geburtshilfe lehrte, konnte der Unterricht nur ein theoretischer sein, da eine Klinik noch nicht bestand und ein Bedürfnis für eine solche damals auch noch nicht

¹) Balt. Monatschrift 1892. S. 230.

vorhanden sein konnte. Bedenken wir doch, daß die Universität erst zwei Jahre bestand und klinischer Unterricht in der Geburtshilfe doch nur Studenten älteren Semesters erteilt zu werden pflegt. Daher hat Muratow recht, wenn er sagt der Unterricht in der Geburtshilfe in der Dorpater Universität auf rationeller Basis beginnt mit dem Erscheinen Deutsch's in Dorpat. Aus dem im Archiv vorhandenen Material erfieht man, daß anfangs, als das Katheder der Geburtshilfe von dem der Chirurgie getrennt wurde, nicht Deutsch vom Konseil der Dorpater Universität gewählt wurde, sondern Prof. Brüninghausen in Würzburg.

Die Brüninghausen gesandte Aufforderung nahm dieser aus unbekannt gebliebenen Gründen nicht an und nach erfolgter Absage schritt der Konseil von Neuem zur Wahl eines Kandidaten für den Lehrstuhl der Geburtshilfe.

Am 14. August 1804 fand die Wahl statt, wobei Prof. Christian Friedrich Wilhelm Deutsch in Erlangen gewählt wurde. Im Wahlprotokoll wird erwähnt, daß Deutsch mit Stimmenmehrheit zum außerordentlichen Professor der Geburtshilfe und der Veterinärwissenschaften gewählt wurde; zugleich wurde bestimmt Professor Deutsch 600 Rbl. Reisegeld anzuweisen.

Nachdem der Konseil der Dorpater Universität Deutsch davon in Kenntniss gesetzt hatte, daß er zum außerordentlichen Professor erwählt worden ist, lief von ihm eine Antwort des Inhalts ein, daß er der Aufforderung zu folgen geneigt sei, jedoch nicht als außerordentlicher, sondern als ordentlicher Professor. In Anlaß dessen fragte der Konseil der Universität beim Ministerium der Volksaufklärung um Sanktionierung an, worauf folgendes Schreiben vom Minister beim Kurator¹ des Dorpater Lehrbezirks einlief:

Sr. Excellenz A. J. Klinger.

Hochgeehrter Herr Fedor Iwanowitsch!

Auf Grund der im Schreiben Sr. Excellenz auseinandergesetzten Ursachen bestätige ich den von der Dorpater Universität erwählten Erlanger Professor Deutsch als ordentlichen Professor der Entbindungskunst und Vieharzneikunde mit einer Zulage von jährlich 500 Rbl. zu der im Stat vorsehenden Gage aus den dieser Universität zugewiesenen Einnahmen, ohne daß sich jedoch dieses Recht auf die Professoren erstreckt, die in Zukunft diese Fächer vertreten sollten.

Unterschrift: G. Peter Sawadowsky.

1) № 561, November 13., 1804.

Aus dem Prof. Muratow vorliegenden Material läßt sich nicht entnehmen, wie er bemerkt, ob nun Prof. Deutsch nach Ankunft in Dorpat „Veterinärkunde“ gelesen hat und wenn, so in welchem Umfange und wie lange. Ich glaube diese Fragen auf Grund der mir in der Dorpater Universitätsbibliothek durch Herrn M. Hansen liebenswürdigst zur Einsicht überlassenen Verzeichnisse der Vorlesungen für die ersten 25 Jahre des Bestehens der Universität schon vorstehend beantwortet zu haben.

Die Wahl Deutsch's als Geburtshelfer bezeichnet Muratow als äußerst glückliche und beschreibt uns, mit welchen Hindernissen und Beschwerden der neuernannte Professor zu kämpfen hatte, bis seine Klinik eingerichtet war und in gewünschtem Gang kam. Denn eine geburts hilflliche Klinik gab es bis dahin in Dorpat noch nicht, sie mußte erst geschaffen werden.

Viel Mühe kostete es Deutsch ein passendes Quartier zur Unterbringung der Klinik zu finden; nach langem Bemühen entschied man sich für die Wohnung der Madame Drowing, die sich für eine Hebamme ausgab und die neuerrichtete Stelle einer klinischen Hebamme einnehmen wollte.

Anfangs war Deutsch nicht abgeneigt die Stelle Frau Drowing zu überlassen, aber nachdem er Erkundigungen eingezo gen, fand er diese Persönlichkeit für den Posten nicht geeignet und beschloß fürs Erste allein zu arbeiten. Die Berufung einer klinischen Hebamme zog sich jedoch in die Länge und nachdem Frau Drowing zur Überzeugung gelangt war, daß sie diese Stellung nicht erhalten würde, erklärte sie, ihr Quartier zur Einrichtung der geburts hilfllichen Klinik nicht hergeben zu können, sodaß man sich wieder auf die Suche nach einem geeigneten Lokale machen mußte. Schließlich gelang es Deutsch eine passende Wohnung für die geburts hilflliche Klinik im neuerbauten Hause des Zimmermanns Weuerle¹ zu finden. Dieses Quartier bestand aus 4 Zimmern, zwei von diesen waren für die Hebamme bestimmt, das dritte als Kreißzimmer und das vierte, wie es in der Beschreibung genannt wird, „das hintere“ Zimmer sollte die Wöchnerinnen beherbergen. Wenn nun auch Räume für die Klinik gefunden waren, so stand doch noch viel Arbeit bevor: mit sehr beschränkten Mitteln mußte

¹) Im russ. Texte steht Wenerle (n), ich vermute aber, daß man „u“ lesen muß und d. Name Weuerle heißt.

die Ausrüstung an Kleidung, Wäsche, Betten, Möbeln usw. beschafft werden.

Außerdem heißt es in der Geschichte: „der Direktor arbeitete für die Hebamme genaue schriftliche Instruktionen aus und bemühte sich durch verschiedene Erklärungen unter dem Publikum die nötigen Nachrichten über Aufnahmebedingungen für Schwangere und Kreißende in der Dorpater geurtheillichen Klinik öffentlich zu verbreiten.“

In einer Fußnote bedauert Muratow, daß der Text der Instruktionen für die Hebammen sich nicht vorfinde. Hierin auszuweichen zu können bin ich auch nicht in der Lage. Doch eine Veröffentlichung an das Publikum des Prof. Deutsch in den Collectaneen meines Urgroßvaters Hans Diedr. Brod¹ enthalten, die sich in meinem Besitz befinden, kann ich hier anführen; sie ist gedruckt auf einem Quartblatt und nimmt anderthalb Seiten deselben ein:

Der Direktor der Entbindungsanstalt der Kaiserl. Universität zu Dorpat findet nöthig folgendes für die daselbst Aufnahme Suchenden hierdurch öffentlich bekannt zu machen:

1. Eine jede Schwangere, sie sey verheuratet oder unverheuratet; sie sei eine Einheimische oder eine Auswärtige, sie habe eine Religion, welche sie wolle, kann in der Entbindungsanstalt aufgenommen werden.

2. Die Vortheile, die eine schwangere Person durch den Aufenthalt in der Entbindungsanstalt genießt, sind sehr beträchtlich. Sie wird erstlich während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts, mit gutem Essen und Trinken, und bei kranken Tagen mit Arzneien, Pflege und Wartung unentgeltlich unterhalten. Sie hat außerdem Wohnung, Holz, Licht, Wäsche und Kleider frei. Die Pastoralgeldbühren für die Taufe ihres Kindes, selbst für den Taufschein, werden aus der Kasse der Anstalt entrichtet. Ihr Kind wird vor ihrem Austritt, im Fall sie es wünscht, mit den Schutzblättern gelimpft. Endlich haben Wöchnerinnen, die sich dem Saugammdienste widmen wollen, auch noch den Vortheil, daß sie von diesem Institute aus viel eher in die besten Häuser der Nähe und Ferne kommen können, als wenn sie sich wo anders aufhalten. Stirbt das Kind in dem Hause des Instituts, so werden auch die Begräbniskosten von demselben bezahlt.

3. Da aber die Anstalt vorzüglich zum Unterricht bestimmt ist, so können nicht alle Schwangere, die sich melden, ohne Unterschied aufgenommen werden, sondern es muß eine zweckmäßige Auswahl unter den sich meldenden getroffen werden. Ausgeschlossen sind daher alle mit unreinen ansteckenden Krankheiten oder ekelhaften Schäden behaftete.

4. Jede Person, welche Ansprüche macht, im Institut aufgenommen zu werden, muß sich zeitig genug d. i. wenigstens vor der Hälfte der Schwan-

¹) Hans Diedrich Brod, geb. zu Bernau 1766. Kaufmann und Rathsherr zu Dorpat, † daselbst 1823. Er war Kurator des Stadthospitals. Vgl. St. Petersburger Zeitung Nr. 321 den 20. Nov. 1909.

gerschaft durch die Hebamme der Anstalt bei dem Direktor melden, damit berechnet werden könne, ob zu der Zeit, wo die Person eintreten müßte, eine Stelle offen sey oder nicht. Von dem Direktor wird sie über ihre Gesundheits- und Schwangerschaftsumstände befragt und erforcht; er trägt ihren Namen, Stand, Alter, Geburtsort und alle auf ihre Niederkunft sich beziehende Umstände in das Tagebuch des Instituts ein; bestimmt die Zeit, wenn die Schwangere eintreten kann, ertheilt darüber einen Schein, welchen sie beim wirklichen Eintritt durch die Hebamme wieder abgibt.

5. Wirklich im Hause aufgenommen werden Hiesige in der Regel nur etwa 8—14 Tage vor der Entbindung, Auswärtige 3—4 Wochen zuvor. Die Hebamme hat alsdann abermals nachzusehen, ob keine unreine Krankheit ihre Aufnahme hindert, in welchem Falle sie es zu näherer Bestimmung dem Direktor zu melden hat. Wollten Schwangere sich erst so spät melden, so müssen sie gewärtig seyn, daß die Stellen schon besetzt oder vergeben sind.

6. Länger als 2—3 Wochen nach der Niederkunft kann gewöhnlich keine Wöchnerin im Hause bleiben; doch versteht sich, daß auch hier besondere Umstände eine Ausnahme gestatten.

7. Personen, die sich erst bei dem Anfange der Geburtswehen melden, können in der Regel schlechterdings nicht aufgenommen werden, es streitet dieß ganz wider den Zweck des Instituts; der Direktor wird hierauf um so strenger halten, da eine jede Schwangere 9 Monate Zeit hat, an den Termin ihrer Entbindung zu denken.

8. Bei der Aufnahme selbst muß jede Schwangere Kinderwäsche und Windeln mitbringen; es wird zwar in der Anstalt selbst kein Gebrauch davon gemacht, doch muß sie im Stande seyn, bei ihrem Weggange aus der Anstalt das Kind gehörig zu bekleiden.

9. Bei dem Eintritt giebt jede Schwangere ihre Kleider, Wäsche, Paß, Geld usw. an die Anstalt ab, welches alles an einem besonderen Orte mit der größten Genauigkeit aufgehoben und ihr bei ihrem Austritt wiedergegeben wird.

10. Nach ihrem Eintritte sagt ihr die Hebamme die Gesetze und Verbote, welche eine Schwangere und Wöchnerin des Hauses zu beobachten hat; auch hält sie solche Personen zur Ordnung, Reinlichkeit und den vorgeschriebenen Beschäftigungen an.

11. Wer nicht nach den Gesetzen lebt, wird sogleich aus der Anstalt weggejagt und darf niemals darauf rechnen, in einem ähnlichen Falle wieder in dieser wohlthätigen Anstalt aufgenommen zu werden.

Dorpat, den 16. Dez. 1806.

Deutsch.

Zu Anfang errichtete der Direktor in der Klinik nur zwei Betten, da er es nicht für angebracht hielt in einem Zimmer mehrere Gebärende und Wöchnerinnen unterzubringen. Doch bald mußte von dieser Regel abgewichen werden, da ein Bedürfnis nach Vermehrung der Plätze für Hilfe suchende Patienten eintrat und da das für die Wöchnerinnen bestimmte Zimmer geräumig und hoch genug war, wurde ein drittes Bett hinzugefügt.

Im Bestreben die sich entwickelnde Klinik in jeder Beziehung gehörig auszustatten, versuchte es Deutsch eine ihm persönlich bekannte Universitätshebamme aus Erlangen herüberzuziehen, doch

leider gelang ihm dieses nicht, da „diese Persönlichkeit wegen geschwächter Gesundheit sich nicht entschließen konnte, die weite Reise zu unternehmen und den Wechsel des Klimas zu riskieren; weshalb sie die ihr angebotene Stellung ausschlug.“

Darauf wandte sich Deutsch mit der Bitte nach Petersburg an den damaligen Professor der Geburtshilfe Beck, ihm eine geeignete Person für die zu besetzende Stellung vorzuschlagen.

Beck riet, eine erfahrene Hebamme, François, aufzufordern, die sich bei ihm ausgebildet hatte und deren „Fertigkeit Bescheidenheit und Arbeitsliebe er lobend hervorhob.“ Deutsch wandte sich nun mit einigen Fragen an die François und beabsichtigte offenbar bei dieser Wahl zu bleiben; da wurde er auf eine in Dorpat lebende Hebamme — Frau Scheckel — aufmerksam gemacht. Diese Frau hatte aus verschiedenen Gründen sich nicht mit ihrer Spezialität beschäftigen können, sondern hatte sich gezwungen gesehen eine Elementarschule zu eröffnen, um hierdurch sich den Lebensunterhalt zu erwerben.

Deutsch begab sich nun zu Frau Scheckel und traf sie in Mitten ihrer Schülerinnen. Nachdem er sich mit ihr über einige Fragen aus dem Gebiete der Geburtshilfe unterhalten, fand er sie nicht ohne Kenntnisse und was dem Professor am meisten gefiel, er bemerkte an ihr anstatt des gewöhnlichen Selbstlobes und Stellung verschiedener Forderungen — im Gegenteil Bescheidenheit und das Bestreben ihre Kenntnisse zu erweitern.

Nachdem Deutsch durch Stoffregen bezüglich Betragens und Charakters seiner Kandidatin günstige Auskünfte erhalten hatte, beschloß er bei der Wahl einer Persönlichkeit zu bleiben, die er persönlich kennen gelernt hatte und die ihm für das Amt geeignet schien.

So wurde denn auf Vorstellung des Direktors der geburts-hilflichen Klinik die erste klinische Hebamme in Dorpat — Frau Scheckel, bestätigt und zu Michaeli 1806 vereidigt, worauf, wie die Notizen lauten, „der Direktor sofort anfang, sie von neuem in der Geburtshilfe zu unterrichten.“

Bis dahin bestand das ganze medizinische Personal nur aus einer Person, dem Direktor, und besaß die Klinik weder das notwendigste Instrumentarium, noch sogar ein Kreißbett. Alle Obliegenheiten mußte Deutsch allein erfüllen: die Geburten leiten

und die Geburtsgeschichten schreiben. Im Archiv der Frauenklinik in Dorpat fand Muratow ein sehr interessantes Dokument, das Journal der geburtshilflichen Klinik: „Tagebuch der Entbindungsanstalt auf der Kaiserl. Universität zu Dorpat unter der Direktion des Prof. der Entbindungskunde Dr. Chr. Fr. Deutsch vom 25. Sept. 1805 bis zum September 1809.“

Dieses Buch stellt einen umfangreichen Band dar, der vollständig angefüllt ist mit Notizen über die in diesem Zeitabschnitt in der Klinik stattgehabten Geburten und den Verlauf des Wochenbetts. Alle Eintragungen stammen von der Hand des Professors und muß man sich wundern, mit welcher peinlicher Sorgfalt die klinischen Beobachtungen gemacht wurden. 1805, den 25. Sept. — wie im Journal vermerkt — erschien die erste Patientin, eine Soldatenfrau. Dabei findet sich hinzugefügt: da es hier was ganz Neues ist, Schwangere zu Unterrichtszwecken zu untersuchen, so mußte man sich des ersten sich bietenden Falles bedienen. Um nun klinisches Material heranzuziehen und um die Patientin im weiter vorgeschrittenen Stadium der Schwangerschaft untersuchen zu können und sie zu veranlassen, in der Klinik niederzukommen, wurde ihr folgender Rat erteilt: es wurde ihr eine Arznei zum Waschen verschrieben und ihr 25 Kop. ausgehändigt, nach einer Woche erhielt sie eine Unterstützung von 75 Kop.; im ferneren Verlaufe wurden der Patientin nach jeder Untersuchung außer Arznei 50 Kop. übergeben. In der Krankengeschichte wurde nach jeder Untersuchung das Resultat derselben und die angewandte Therapie vermerkt. Nach einer Untersuchung der Patientin am 17. November, hielt Deutsch eine Behandlung der Kranken zu Hause nicht mehr für möglich und führte sie ins Hospital über, wo sie bis zum 12. Januar 1806 sich befand.

Um 10 Uhr abends dieses Datums langte diese Kranke ganz unerwartet in der geburtshilflichen Klinik mit deutlich ausgesprochenem Treib-Wehen an. Dieses war die erste Geburt in der Dorpater geburtshilflichen Klinik. Da sie jedoch so ziemlich plötzlich eintrat, haben nur drei Studenten (Schulze, Styg und Trümpp) zugegen sein können. Durch zwei aneinandergebundene Stühle wurde das fehlende Kreißbett ersetzt und die Frau von einem toten Kinde entbunden, wobei D. den Studenten die Vor-

gänge genau erklärte und sich mit ihnen besprach. Ebenso gewissenhaft findet sich diese Geburtsgeschichte ausführlich im Tagebuch niedergeschrieben.

Bis 1808 befand sich die geburtshilfliche Klinik in einem Mietslokale. Dann wurde sie in das allgemeine neu aufgeführte klinische Gebäude, wo sich die therapeutische, chirurgische und geburtshilfliche Klinik von nun an befanden übergeführt. Doch scheint die armselige innere Einrichtung dieselbe geblieben zu sein, denn „außer einem Lokal“, klagt Deutsch der Fakultät und dem Konseil, besitze die Klinik nichts. Außerdem wirkte die Nähe des Anatomikums und die Nachbarschaft der beiden andern Kliniken so wenig verlockend auf die Patientinnen, daß im ersten Jahre ihres Bestehens die Anstalt nur 3 Wöchnerinnen beherbergt hat.

Natürlich konnten solche Verhältnisse den energischen Professor nicht befriedigen, aber seine Gesuche um Gewährung größerer Mittel wurden von den Vorgesetzten meistens abschlägig beschieden, so daß er z. B. gezwungen war in der Anstalt die in seinem Privatbesitz befindlichen Instrumente zu benutzen, die dadurch schnell untauglich wurden.

Mit größtem Eifer widmete sich Deutsch dem Unterricht seiner Schüler: die Studenten der ältern Semester hält er dazu an die Patientinnen der geburtshilflichen Klinik regelmäßig zu beobachten; um ihnen Fertigkeit in den geburtshilflichen Operationen beizubringen, übt er mit ihnen am Phantom; und da die festgesetzten klinischen Stunden nicht ausreichen, opfert er auch einen guten Teil seiner Mußestunden unentgeltlich dem Unterricht der Studenten. Auf dringendes Ansuchen seiner Zuhörer erklärt sich Deutsch bereit nach dem Muster ausländischer Universitäten in der freien Zeit besondere Privatkurse zu erteilen.

Als später das sogenannte Institut der Professor-Studenten in Dorpat errichtet wurde, unterrichtete er die Ärzte desselben in der Geburtshilfe, den Frauen- und Kinderkrankheiten, wofür er Allerhöchster Belobigung gewürdigt wurde (18. März 1833).

Aber nicht nur in seiner Spezialität allein betätigte er sich, nicht selten hatte er auch andre Kollegen zu vertreten wie z. B. den Leiter der therapeutischen Klinik, dessen Vorlesungen er dann auch übernahm. Willig und mit Erfolg hat er sich, ungeachtet seiner vielfachen direkten Verpflichtungen, stets derartigen Aufgaben

unterzogen, wofür die Dankfagungen der medizinischen Fakultät in ihren Protokollen Zeugnis ablegen.'

Trotz aller Anstrengungen des Professors machte sich der Mangel an klinischem Material fühlbar geltend. Zur Abschaffung dieses Übelstandes gab sich Deutsch alle erdenkliche Mühe. Nachdem sich eine Subsidierung der Schwangeren durch Geldunterstützungen als zu wenig wirksame Maßregel erwiesen hatte, beschloß der Professor zu Zwangsmaßregeln überzugehen, wovon ein Projekt zeugt, das durch Vermittlung der Universität der Gouvernementsregierung eingereicht wurde.

In diesem Projekt werden von Deutsch als Hauptgründe, die den Eintritt von Schwangeren und Kreißenden in die Klinik verhindern unter anderen folgende angeführt: 1. die unmittelbare Nachbarschaft der anderen Kliniken, 2. Trennung der Schwangeren von ihren Familien und Kindern, weshalb sie es vorziehen zu Hause niederzukommen mit Hilfe ungebildeter Dorfweiber, 3. Armut und Not durch Überzahl der Kinder, weshalb arme Frauen lieber bei Dorfweibern in Krügen niederkommen, da unter solchen Verhältnissen — nach ihrem eignen Zugeständnis — die Neugeborenen seltener am Leben bleiben, als in den Fällen, wo die Niederkunft in der Klinik stattfindet. 4. Unzufriedenheit mit den klinischen Regeln, 5. Abneigung gegen die klinische Untersuchung.

Alle oben angeführten Gründe betreffen verheiratete Frauen, daher meint Deutsch, daß diese Kategorie der Schwangeren und Gebärenden für die geburts hilfsliche Klinik nicht in Betracht kommt und wendet sich den sogenannten „illegal Schwangeren“ zu. Um diese für die Klinik zu gewinnen, proponiert er folgende Maßregeln zu ergreifen:

Alle unverheiratet Schwangeren in Dorpat und im Kreise müssen nach Ablauf der ersten Hälfte der Schwangerschaft dem Direktor der Klinik hiervon Anzeige machen. Dieser übergibt ihnen einen Schein mit Angabe der Zeit, wann sie in die Klinik einzutreten haben oder einen Absageschein. Keine unverheiratete Schwangere kann ohne derartigen Schein vom Direktor der geburts hilfslichen Klinik irgendwo zwecks Niederkunft Aufnahme finden. Für Nichtbefolgen dieser Vorschrift soll eine entsprechende Strafe angelehrt werden unter Androhung, daß derartige Schwangere in den Verdacht des beabachtigten Kindsmordes geraten.

Außer Zwangsmaßregeln für die Schwangeren schlägt er vor, auch solche Personen zur Verantwortung zu ziehen, die niederzukommenden unverheirateten Frauen ohne Schein vom Direktor der Klinik Unterkunft gewähren. Die Kontrolle über Befolgung dieser Vorschriften wird der Stadt- und Landpolizei übertragen.

Nachdem Deutsch auf diesbezügliche Anfrage, ob die Klinik auch die Reisekosten der Schwangeren aus ihren Mitteln wird bestreiten können, zustimmend geantwortet, erklärten die medizinische Fakultät und der Universitätskonseil sich mit dem Projekt einverstanden und wurde das Gesuch Deutsch's der schwedischen Gouvernementsregierung übermittelt unter Hinzufügung der Motivierung, daß doch diese Maßregeln das Allgemeinwohl betreffen, da, wie die Erfahrung lehrt, unverheiratete Frauen und uneheliche Kinder während der Geburt wegen mangelhafter Hilfe zu Grunde gehen oder schwer an ihrer Gesundheit geschädigt werden; der Konseil bitte deshalb, daß diese Regeln doch wenigstens in der Stadt Dorpat und den nächsten Landgemeinden, der Dörptschen und Nüggenschen eingeführt würden; die Kontrolle darüber solle den betreffenden Behörden übertragen werden. Über den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit, die im Unterrichtsjahr 1824/25 ihren Anfang nahm, ist den Universitätsakten nichts zu entnehmen. Es läßt sich jedoch feststellen, daß seit dieser Zeit kein Mangel mehr an klinischem Material eintrat, ja solches zu Zeiten sogar im Übermaß vorhanden war.

Das kann man auch annehmen, wenn man berücksichtigt, daß Deutsch sich für Erweiterung des Budgets der Klinik verwendet, da die Universitätskliniken schon wegen Mangel an Mitteln ihre Tätigkeit haben einstellen müssen. Eine plötzliche Arbeitseinstellung der geburtshilflichen Klinik sei aber ganz unmöglich, da sonst Schwangere, bei denen die Geburt schon begonnen hat, wegen Nichtaufnahme in der Klinik auf der Straße niederkommen würden. So wußte Deutsch stets eifrig und warm für die Interessen seiner Klinik einzutreten. Er genoß denn auch das wohlverdiente Ansehen seiner Kollegen, die ihn 6—7 mal zum Dekan der medizinischen Fakultät und 2 mal zum Rektor der Universität wählten, wobei er sich auch hier als musterhafter Administrator erwies. Trotz der ungeheuren Arbeit, die dieser Mann in seinem Fache geleistet, trotz des unermesslichen Nutzens, den er der neu-

eröffneten Universität gebracht hat und trotz seiner großen Verdienste fürs Allgemeinwohl, war es ihm nicht vergönnt, einen wohlverdienten, friedlichen Lebensabend in der neuerworbenen Heimat zu genießen. Als seine gefegliche Dienstzeit abgelaufen war, baten ihn seine Kollegen, die Professoren, im Dienste ferner zu verbleiben.

Auf der Sitzung am 2. Nov. 1833 beschloß die medizinische Fakultät folgendes beim Universitätskonseil zu befürworten: auf Grund des Allerhöchsten Ukases vom 9. Nov. 1832 über den vakant gewordenen Lehrstuhl der Geburtshilfe, der Frauen- und Kinderkrankheiten wegen Ausdienung der Jahre des Professors Staatsrats Deutsch, verwendet sich die medizinische Fakultät für das weitere Verbleiben des Professors Deutsch auf diesem Ratheber, als eines dazu sich eignenden Mannes, der sich durch seine fruchtbringende Arbeit während der langen Zeit, wo er diesen Lehrstuhl einnahm, aufs Beste bewährt hat.

Daraufhin beschloß Deutsch sich einem neuen Ballotement zu unterwerfen und das Resultat war — daß er dabei durchfiel!

Dieses Verhalten seiner Kollegen zu ihm, veranlaßte den Tiefgekränkten sich mit einer Schrift an den Universitätskonseil zu wenden, die er „Abschiedsworte des emeritierten Prof. Deutsch“ betitelt hat:¹

Es wird ihm Teilnamlosigkeit in Angelegenheiten der Universitätsverwaltung zum Vorwurf gemacht, namentlich seltenes Erscheinen zu den Konseilsitzungen und öftere Absage vom Defanat. Er erinnere daran, daß er vom Jahre 1805 an, wo er seine Tätigkeit an der Universität begann, 2 mal das Amt eines Rectors und wenigstens 6 mal das eines Fakultätsbefans bekleidet hat. In früherer Zeit sei die Verwaltung der Universitätsangelegenheiten mit Schwierigkeiten verknüpft gewesen, von denen man jetzt nichts mehr weiß. Er habe sich bloß in den letzten 4 Jahren, die er über die obligatorische Frist diente, etwas von den Verwaltungsgeschäften ferngehalten. Doch nicht um sich dem Vergnügen hinzugeben. Nein, um seiner Hauptaufgabe gerecht zu werden, seine Lehrpflicht zu erfüllen.

¹) Ich will hier nur die Hauptgedanken dieser Schrift wiedergeben, da eine Rückübersetzung wohl nicht angebracht erscheint und sie mir im Originaltexte nicht vorliegt.

Ob er nun seine Aufgabe als Vertreter eines bestimmten Lehrgegenstandes gewissenhaft erfüllt hat, darüber müsse er Antwort geben. Als Universitätslehrer wäre er laut Statut verpflichtet gewesen 8 Stunden wöchentlich zu lesen. Weil er nun — dieses wäre seine persönliche Ansicht — überzeugt sei, daß 8 Stunden in der Woche zu wenig seien zur Beschäftigung mit theoretischer und praktischer Geburtshilfe, mit Frauen- und Kinderkrankheiten, der geburtshilflichen Klinik und mit praktischen Arbeiten, habe er offiziell 12 Stunden wöchentlich gelesen, ohngerechnet die klinischen Beschäftigungen. Ferner habe er nach Abgang des Prof. Balk und der Übersiedlung seines Kollegen Erdmann nach Dresden neben Erfüllung seiner persönlichen Verpflichtungen gewissenhaft Kollegien über Therapie gelesen und anfangs die medizinische Klinik geleitet. Damals wäre er jünger gewesen. Es könnte Jemand einwenden, er sei träge und seine Arbeit nutzlos gewesen. Darauf möge der Lebenslauf seiner Schüler aus jener Zeit antworten. Ob er die dem Staate gegenüber als akademischer Lehrer übernommenen Verpflichtungen derart erfüllt hat, daß er im Alter Achtung für sich fordern kann? Hierauf fände man wohl die beste Antwort, wenn man sich die Frage vorlege, welche Stellungen seine Schüler einnehmen: ihrer sind Leib-Ärzte, Glieder der Medizinalverwaltungen, bekannte Akoucheure in allen größeren Städten des russischen Reichs. Daß er eifrig in Erfüllung seiner Pflichten gewesen sei, dafür zeugt, daß er im Laufe von 29 Jahren nie längeren Urlaub, als auf 28 Tage genommen habe, und doch habe er in Deutschland Verwandte und Freunde gehabt, und mehrfache Einladungen erhalten. Die 28 Tage Urlaub, die er nur in den letzten Jahren seines 29 Jahre dauernden Dienstes genommen, hätten seiner akademischen Tätigkeit keinen Abbruch getan, sie hätten nur zur Kräftigung seiner Gesundheit gedient. Durch das eben Angeführte wäre wohl bewiesen, daß man ihm als seinem Fache ergebenen Lehrer keine Vorwürfe machen könne. Aber, ob seine seelischen und physischen Kräfte noch auf weitere 5 Jahre zur Fortsetzung seines Lehramts erhalten werden, müsse er dem Urteile andrer überlassen; doch habe er bis jetzt noch von Niemandem Zweifel darüber ausgesprochen gehört; ja, viele von den Herren, die jetzt im Stillen eine schwarze Kugel für ihn in die Urne geworfen,

hätten noch vor Kurzem ohne jegliche Aufforderung ihm Schmeichelhaftes ins Gesicht gesagt; doch komme ein kompetentes Urtheil hierüber doch nur der Fakultät zu. Und wenn es beschlossen wäre, daß der alte Lehrer seine Stelle einer jüngeren Kraft abtreten sollte, so wäre es doch tatsächlich nicht schwierig gewesen, dem treuen Lehrer über die herrschende Meinung einen Wink zu erteilen; es wäre dadurch wenigstens ein Ballotement vermieden worden, das zu so vielen Klatschereien geführt hat. Außer, daß die Herren Kollegen ihm den Vorwurf gemacht, er interessiere sich zu wenig für die administrativen Angelegenheiten, hätten sie ihn noch offen verleumdet. Ziemlich unzweideutig ist behauptet worden, daß er zuviel Zeit für *privatissima* verwende und diese für die Studenten obligatorisch gemacht habe, um bei ihm im Examen durchkommen zu können. Die stets streng nach dem Verzeichnis der Vorlesungen von ihm abgehaltenen offiziellen Kollegien bewiesen, daß er bedeutend mehr Zeit diesen offiziellen Vorlesungen gewidmet hat, als die Mehrzahl seiner Herren Kollegen. Die Protokolle der medizinischen Fakultät könnten seine Unparteilichkeit beweisen, denn dort fände man, daß häufig die Studenten, die bei ihm *privatissima* nicht gehört hatten, bessere Urtheile beim Examen erhielten, als solche, die *privatissima* gehört. Er habe sich für die *privatissima* bezahlen lassen. Ja — aber habe er dazu kein Recht gehabt? Nämlich denn auf anderen Universitäten und auch auf der hiesigen die übrigen Herren keine Zahlungen für *privatissima* entgegen? Es wäre doch Niemand auf irgend eine Weise gezwungen worden, die *privatissima* zu besuchen. — Er hätte sich stets nur mit zweien Studenten zu gleicher Zeit beschäftigt — das hätte er wohl aus Gewinnsucht getan! Wer so urtheile, dem müsse er ins Gesicht sagen, daß er von dieser Art Unterricht nichts verstehe. Diese Art des Unterrichts, wovon häufig Leben und Gesundheit der Mutter und des Kindes abhängt, müsse gründlich erteilt werden; es müsse jeder Schüler einzeln unterwiesen werden, um ihn den richtigen Gebrauch seiner Hände und der Instrumente üben zu lassen.

Er habe im Laufe seines 29 Jahre dauernden Staatsdienstes als ehrlicher und rechtschaffener Mann auf seinem Posten das geleistet, was möglich war: er habe dem Staat geholfen in der Heranbildung vieler tüchtiger Ärzte und Geburtshelfer und brauche

nicht zu erröten. Er hätte gern noch in Zukunft diese Aufgabe weiter verfolgt — aber dieses sei ihm nicht beschieden.

Es stelle sich heraus, daß die Mehrzahl seiner Amtsgenossen weder ihn noch seine Tätigkeit als Lehrer genau gekannt haben, aber die Stimme der kompetenten Institution, der Fakultät, habe keine Berücksichtigung gefunden, geschweige denn seine persönliche Ansicht, um die ihn Niemand gefragt habe.

Möge keiner von denen, die ihm mit solcher Münze heimzahlen, ähnliches am Abend seines Lebens erleiden: So unverstanden zu sein sei äußerst schmerzlich! Er wende seinen Blick gen Himmel per aspera ad astra! Er bitte um eines, daß diese seine Rechtfertigung wohingehörig den Akten der Universität beigelegt werden.

Deutsch.

Dorpat, 1. Dezember 1833.

Wie Muratow hinzusetzt findet sich in den Akten der geburtshilflichen Klinik als einzig dastehendes Beispiel eingenäht ein vorzüglich ausgeführtes Porträt Deutsch's und es ruft den Eindruck hervor, als wollten seine Amtsgenossen durch dieses pietätvolle Verhalten diesem um die Universität hochverdienten Manne gegenüber in etwas wieder die Schuld ausgleichen, die sie durch bittere Kränkung ihres Kollegen auf sich geladen.

Zum letzten Mal wird der Verdienste Prof. Deutsch's in den Akten der Universität Dorpat gedacht im J. 1842. Am 20. Oktober 1842 beschließt der Konseil auf Anregung der medizinischen Fakultät anlässlich des bevorstehenden 50-jährigen Jubiläums des emeritierten Professors der Dorpater Universität, Staatsrats Deutsch, ihm eine Glückwunschadresse zu senden, mit deren Abfassung Prof. Walter betraut wurde; hierbei wurde beschlossen, daß die Unkosten aus den „etatmäßigen Summen der Universität“ bestritten werden sollen.

Hiermit schließt die Arbeit Muratows und wir können ihm nicht genug Dank wissen, daß er uns die Möglichkeit geboten, uns mit den Anfängen eines so wichtigen Teils unserer Landesuniversität, wie es die geburtshilfliche Klinik darstellt, bekannt gemacht zu haben.

Uns erübrigt nur hinzuzufügen, daß Deutsch nach seiner Übersiedlung 1835 aus Dorpat nach Dresden, daselbst 1848 verchieden ist.¹

Sein Nachfolger in Dorpat wurde Piers Ufo Walter, geb. zu Wolmar 1795, der nach 25-jähriger Wirksamkeit 1859 sein Amt niederlegte und seitdem als praktischer Arzt in Dorpat lebte, wo er 1874 verstarb.

Nach Walters Abgang vertrat das Ratheder der Geburtshilfe, der Frauen- und Kinderkrankheiten der 1823 in Telling geborene Johannes v. Holst, der 1883 nach seiner Emeritur anfangs als praktischer Arzt in Dorpat lebte, dann nach Deutschland übersiedelte, wo er 1906 zu Freiburg im Breisgau gestorben ist.



¹) Ein Sohn des Prof. Deutsch, Karl Friedr. Wilh. Ludwig, der sich in der geburtshilflichen Wissenschaft auch einen bedeutenden Namen gemacht hat, ist 1801 zu Erlangen geboren. Er studierte 1821—25 in Dorpat, wo er Schüler seines Vaters war. Später Hof-Akkoucheur in Moskau, † daselbst 1871.



Weimar 7^{ter} Mai

Ein Goethe-Bildnis aus dem Nachlaß des Historienmalers G. v. Neutern.

Mitgeteilt

von

Paul Th. Fald.

(Unbefugte Reproduktion d. Bildes untersagt.)

Vor etwa 25 Jahren wurde einem engeren Kreise des Rigaer Kunst-Vereins ein Goethe-Aquarellbild aus dem Nachlaß des Malers Gerhard v. Neutern gezeigt. Es war eine sehr saubere Arbeit, die Allen gefiel. Ich war dafür, sie für den Kunst-Verein zu erwerben, aber es gelang mir das so wenig, wie es photographieren zu lassen. Damit schloß die Angelegenheit ein. In diesem Jahre schenkte der Sohn des Malers, der Senator Geh. Rat G. v. Neutern, dem Rigaer Kunst-Verein einige kleine Bilder und Zeichnungen seines Vaters, und ich wagte noch ein Mal im Interesse der Goethe-Forschung, um eine Reproduktion des Goethe-Bildes zu bitten. Dieses Mal wurde meine Bitte erfüllt und ich beile mich, das interessante Bild zu veröffentlichen, da mir die Erlaubnis dazu vom Sohne erteilt worden ist.

In der Reproduktion ohne Farben macht sich das Bild ganz anders und erinnert auffallend an das Stiellersche Goethe-Bild von 1828, welches sich in der neuen Pinakothek in München befindet und neuerdings sehr gut reproduziert in Adalb. Bielowskys Goethe-Biographie (München 1912, Bd. II) als Titelbild wiedergegeben ist.

Vergleicht man letztere Reproduktion mit der vorliegenden, so muß man sagen: die Verwandtschaft beider Bilder ist eine so große, daß man zu zweifeln beginnt, ob zwei Maler so ähnlich

Goethe malen konnten? Ist es eine Kopie des Stielerischen Bildes? Oder, da das Datum „Weimar, d. 26. Mai“ unter der Aquarellskizze steht, eine Vorstudie Stieler's zu seinem Ölgemälde? Denn Goethe schrieb in sein „Tagebuch“: „Am 26. Mai [1828]: Herr Hofmaler Stieler fing seine Betrachtungen an über die Art und Weise, wie das Porträt zu stellen sei, verfuhr dabei sehr sorgfältig und zeichnete Kopf und Gestalt in verschiedenen Situationen.“

Da das Aquarellbild weder den Namen Stieler's noch den Neutern's aufweist, sondern nur das auffallende Datum „Weimar, d. 26. Mai“, so fragte ich beim Geh. Rat v. Neutern nochmals an, von wessen Hand das Datum geschrieben wäre? — und erhielt folgende Antwort:

„Das Datum unter der Aquarelle ist von der Hand meines Vaters. Es ist mir aber bekannt, daß er zum Grund dieses Porträts Stieler's Bild [d. h. Skizze v. 26. Mai 1828] genommen und durch seinen eignen Eindruck vom Ausdruck Goethes belebt hat. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß er nach seinem kurzen Aufenthalt in Weimar [September] 1827 die Aquarelle 1828 gemalt hat, auf dem Stieler'schen Bilde fußend.“

Demnach haben wir also eine Neutern'sche Aquarellmalerei nach der Stieler'schen Vorstudie vom 26. Mai 1828 vor uns. Das Stieler'sche Ölgemälde wurde erst Ende Juni vollendet. (Nach Stahl, „Wie sah Goethe aus.“ Berlin 1904, S. 52) und ist bekanntlich „etwas hart in der Farbe.“ Das aber kann man von dem Neutern'schen Bilde durchaus nicht sagen, wie das schon in der Technik und Behandlung der Farben liegt. Die nähere Betrachtung erweist auch keine sklavische Arbeit eines Kopisten in der Wiedergabe. So z. B. erscheint auf unserem Bilde der Kopf voller, runder. Die rechte Wange tritt mehr hervor. Die Augen sind feuriger. Die Nase und besonders Mund und Kinn etwas anders. Auch die Haltung des Kopfes etwas gebeugter. Mit einem Wort, nach heutigen Begriffen scheint diese Neutern'sche Wiedergabe jedenfalls ein interessantes und wertvolles Bild zu sein, wohl dessen wert, hier jetzt nach einem 84-jährigen Schlafe aus dem Nachlaß des Malers G. v. Neutern an das Tageslicht gezogen zu werden.

Über Goethe und G. v. Reutern gibt uns das Werk: „Gerhardt v. Reutern. Ein Lebensbild, dargestellt von seinen Kindern und als Manuscript gedruckt zur 100 jährigen Gedächtnisfeier seines Geburtstages.“ St. Petersburg 1894, gr. 8° 176 S. ausführliche Kunde. Um vieles verkürzt ist das Lebensbild darauf in der „Balt. Monatschrift“ 1894, S. 294 ff. in die Öffentlichkeit gelangt. Auch hat Dr. W. Neumann in der „Kunst-Beilage des Rigaer Tageblatts“ Nr. 17 und 18 „Goethe und der Maler Gerhardt v. Reutern“ dieses Verhältnis wieder einmal behandelt usw., aber niemand mußte bis jetzt von der Existenz dieses Aquarellbildes.



Der Verlauf einer Landschaftsversammlung im Kreise K.

Ein wahrheitsgetreuer Bericht

von

Wsewolod Garschin.*

Aus dem Russischen von Heinrich Johannson.

Die kleine Kreisstadt ist in heller Aufregung. Aus allen Himmelsrichtungen kommen die Herren Abgeordneten angefahren. Die Agrarier mit Resten ehemaliger Herrlichkeit in geschlossenen Kutschen und offenen Federwagen, die kleineren Grundbesitzer und die Geistlichkeit — im Tarantak, die Bauern . . . übrigens Bauern gab es fast garnicht unter den Abgeordneten des Kreises.

Auf den Straßen, wo sonst nur vor Langerweile gähnende Köter zu sehen sind und eine schwachsinrige Bettlerin, Marja Iwanowna, sich umhertreibt, die sich in naher Zukunft mit einem mythischen Gutsbesitzer, Kostopyrkin, zu verheiraten hofft, was sie täglich aller Welt laut verkündigt — auf diesen Straßen wandeln jetzt Gruppen lebhafter, besorgt aussehender, leidenschaftlich streitender Männer. Sie lenken meist ihre Schritte dem Klub zu. Hier sind alle Räume überfüllt: außer den Abgeordneten haben sich auch die meisten Vertreter der städtischen Gesellschaft versammelt. Überall betäubender Lärm, verursacht vom Stimmengewirr, vom Klappern der Messer und Gabeln, vom Klirren des Tafelgeschirrs.

In einer Ecke hat ein hochgewachsener grauer Herr eine Schar von Zuhörern um sich versammelt, um sie mit Strömen seiner Beredsamkeit zu überschütten. „Aber ich bitte Sie, meine

*) Die hier verdeutschte Satire des bekannten russischen Dichters hat als seine Erstlingsarbeit literarische Bedeutung. Sie erschien seiner Zeit im ersten Bande der gesammelten Werke, der aber ihretwegen von den Erben, noch bevor das Buch in den Handel kam, zurückgezogen und eingestampft wurde. Die Arbeit ist im Original nicht mehr abgedruckt worden und ist daher eine literarische Seltenheit. Nur der Bruder des Dichters hatte ein Exempl. zurückgehalten und von ihm hat der Übers. eine Abschrift erhalten, sowie die Ermächtigung zur Übersetzung. Obwohl vor 36 Jahren geschrieben, dürfte der Artikel auch heute auf eine gewisse Aktualität Anspruch erheben. D. U.

Herren, das ist ja ein Schuft, ein ausgemachter Schurke! Ich kenne, glauben Sie es mir, alle Geseze. Ich will ihm Geseze weisen, daß . . . Ich werde ihm sagen: „Herr Abgeordneter Glassow, obgleich Sie alle Geseze kennen . . .“

Die Zuhörer lachten laut.

„Obgleich Sie, sage ich, alle Geseze kennen, so bin ich doch, Herr Abgeordneter Glassow, anderer“. . . . Glassow geht vorüber. Bei seinem Erscheinen wird alles stumm, man hört nur ein gedämpftes Lachen. Der graue Herr schaut Glassow mit dem Blick eines Tigers an; Glassow gibt ihm den Blick voll zurück. Jedoch die Feinde trennen sich diesmal noch ganz wohlbehalten.

Das Puffet wird im Sturm genommen. Die gefüllten Schnapsgläser werden mit unheimlicher Geschwindigkeit geleert, und die belegten Brödchen verschwinden im gleichen Tempo. Unter dem Einfluß der Alkoholdämpfe werden die Stimmen unserer „Vertreter der Nothe und Bedürfnisse der Bevölkerung“ noch lauter. Jrgendein Optimist mit dem Schnäpsschen in der einen und einem Stück gefalzten Störs in der anderen Hand, jubelt und schwadroniert laut:

„Sehen Sie mal, meine Herren, wie unser Kreis von sich reden macht! Ein Progymnasium für Knaben haben wir schon eröffnet, eine Mädchenschule werden wir noch gründen. Die Briefe lassen wir nächstens durch die Landschaftspost befördern. Eine Eisenbahn wollen wir auch bauen. Sehen Sie, so steht es bei uns.“

Der Schnaps und der Stör verschwinden.

„Sie täten besser, zuvor an Mittel gegen die Hungersnot zu denken,“ erwidert traurig ein unansehnlicher Herr, der kein Abgeordneter ist.

Der Bissen Stör im Munde hindert momentan eine Antwort des enthusiastischen Herrn; er bezwingt ihn endlich, leckt sich die Lippen ab und fragt schnell:

„Von welcher Hungersnot reden Sie?“

„Nun, in der Muratowischen Gemeinde, wo der Morgen kaum einen kleinen Getreidehaufen gebracht hat.“

„Nur einen Getreidehaufen? Hungersnot? Unsinn, keine Spur davon! Bei mir, Verehrtester, enthält der Haufen sieben Maß, verstehen Sie? Sieben Maß in diesem Jahr beim Weizen allein. So steht's! Wo soll da die Hungersnot herkommen! Die Ernte ist nicht unter mittel. . . . Bei mir, Verehrtester . . .“

„Ich bitte Sie, wer darf hier von einer Hungersnot sprechen,“ mischt sich laut ein dritter in die Unterhaltung, ein Herr von sehr

feudalem Aussehen. — „Ich biete 30 Kop. für den Tag, und niemand will bei mir arbeiten! Ist das etwa ein Notstand? Glauben Sie mir, wenn die Kerls Not litten, so würden sie auch für 10 Kop. zur Arbeit kommen.“

„Ich sage ja nur, daß in der Muratowischen Gemeinde.“

„Nein, erlauben Sie, ich selbst habe in der Muratowischen Gemeinde einen Branntweinladen. Wenn die Hungersnot im Anzug wäre, würde man das nicht an der Abnahme des Alkoholverbrauchs bemerken, wie?“

„Diese Trunkenbolde!“ unterbricht ihn ein finster aussehender verabschiedeter General, der in seinem Herzen noch die Überlieferungen an die alte gute Zeit bewahrt hatte.

„Nicht wahr? Man müßte es vor allem am verminderten Alkoholkonsum merken?“ ruft im siegreichen Ton der feudale Besitzer des Branntweinladens aus, indem er mit seinem Bart sich zum Gesicht des kleinen Potestlers herabbeugt. „Die Kerls saufen ihren Schnaps, geehrter Herr, wie immer. Sie aber rühren die Lärmtrommel und reden von Hungersnot!“

„Faule Bäume!“ donnert der General und verlangt voll fittlicher Entrüstung ein Glas Sherry.

Der kleine Herr entfernt sich bescheiden.

„Ein gemeingefährliches Subjekt, Excellenz!“

„Diese Saufbolde! Wie? Was sagen Sie?“ wendet sich mit plötzlicher Strenge der General zu dem feudalen Branntweinhändler.

„Ein gemeingefährliches Subjekt, sag ich, der Mensch, der eben wegging, Excellenz!“

„Ach so, ja, einer von den Dingsda, den Neuen. Fauler Kopf.“
Es kommen elf Preferencepartien zustande.

*

Iwan Iwanowitsch Polowin war heute in rosigster Laune erwacht. Er hatte auch allen Grund dazu. Der heutige Tag war für ihn ein Ehrentag. Er war ein bescheidener Mensch und dürftete nicht nach Ruhm, aber unerwartet war ein Umstand eingetreten, der ihn zu Mittelpunkt des gesellschaftlichen Interesses machte; den Adelsmarschall hatte der Schlag gerührt, so daß er nicht im Stande war, auf der bevorstehenden Landschaftsversammlung den Vorsitz zu führen. So war nun durch den Willen des Schicksals unser Iwan Iwanowitsch dazu ausersehen, dieses ehrenvolle und schwierige Amt zu übernehmen.

Als Iwan Iwanowitsch nach dem Morgentee in seiner weißgefütterten Galauniform mit der langen Taille und allen angefleckten Orden auf die Straße trat, da jauchzte sogar die schwachsinninge Marja Iwanomna, die gerade in der Nähe war, laut auf, in der Hoffnung, den angenehmen Oberstleutnant in ihre Netze zu locken. Der sagenhafte Koptopyrkin war für einen Augenblick vergessen.

„Paß dich, du Närrin!“ sagte der Herr Präsident ärgerlich und schritt majestätisch zu dem niedrigen Gebäude, das wie alle Häuser der Stadt mit Lehm verkleidet war. Das an einer Ecke des Hauses angenagelte Schild trug die Aufschrift: „Landschaftsverwaltung des Kreises X.“

Der Versammlungsaal war schon gedrängt voll. Wegen des Jahrmarktes und guten Wetters war die Zahl der Abgeordneten mehr als genügend, damit die Versammlung beschlußfähig sei.

Iwan Iwanowitsch drängte sich durch die Menge, indem er rechts und links Händedrücke wechselte, und gelangte endlich an den langen, mit grünem Tuch bedeckten Sitzungstisch. Mit einer Flankenbewegung erreichte er endlich den Präsidentenstuhl und nahm die Glocke zur Hand. Es trat Stille ein. Man stellte die Frequenz fest, wählte die Redaktions- und Revisionskommission, kurz, begann die Versammlung wie alle Landschaftsversammlungen zu beginnen pflegen. Aber der geehrte Leser ist mit dem Bestande der Abgeordneten im Kreise X. nicht genügend bekannt. Das Hauptelement der Versammlung besteht aus dem edlen Adel, den wir zum Teil schon kennen gelernt haben. Den zweiten Bestandteil, weniger zahlreich, aber nicht weniger maßgebend, bildet die fromme Geistlichkeit. Eine ganze lange Bank war von den massiven Leibern in braunen und lilafarbenen Talaren besetzt, mit Brustkreuzen und sogar mit dem Ordensabzeichen der Heiligen Anna. Eine lobenswerte Einmütigkeit und Festigkeit im Streben nach erwähltem Ziel war immer die hervorstehende Eigenschaft der X-schen Seelenhirten gewesen. Außerdem zeichneten sich einige durch eine Berebbarkeit aus, die augenscheinlich bewies, daß sie seiner Zeit mit Erfolg den Kursus der Rhetorik im geistlichen Seminar absolviert hatten. Besonders ausgezeichnet durch dieses Talent war der Propst, Vater Andrei Blagowsorow, der in seiner Person ein imponierendes Äußere und ein ansehnliches Körpergewicht mit dem süßen Wohlklang einer Sirene und der List des Odysseus vereinigte.

Hinter der Geistlichkeit hatten die Abgeordneten aus dem Bauernstande Platz genommen, die Gemeindeältesten (Dorfschulzen), sowie alle gewöhnlichen Sterblichen, die nicht im Talar oder Gehrock erschienen waren. Das Haupt trübe gesenkt, hörten einige von ihnen die Verwaltungsberichte an: „Über die Notwendigkeit der Dezentralisation der Getreidemagazine“, „über die Vorschrift an die Volksschullehrer, sich beim Rechenunterricht an die Methode von Grube zu halten“, über die Desinfektion des Flußes Kochlja unterhalb der Wollabwässer des Kaufmanns Abdulin“ usw. Das völlige Unvermögen, diese in den Bericht des Präsidenten kunstvoll eingekleidete Weisheit zu verstehen, drückte sich in den verdrossenen, graubärtigen Gesichtern aus; der Schlummer beugte diese Bauernköpfe und krümmte ihre Rücken, die an ein 6-stündiges Sitzen im Zimmer nicht gewöhnt waren.

Während der Bericht über „Irrigation und Drainage einiger Gebiete des Kreises X“ verlesen wurde, worin unter anderem auch davon die Rede war, daß die unternehmenden Niederländer den Harlemer See trocken gelegt, ließ einer von den auf den letzten Bänken sitzenden Abgeordneten ein leichtes Schnarchen ertönen, wofür er sich einen unverzüglichen strengen Ordnungsruf des Präsidenten zuzog.

Die Sitzung nahm einen ruhigen, friedlichen Verlauf.

Nach der Vorlesung des Berichts schlug der Präsident vor, alles der Redaktionskommission zu übergeben, womit sich die Versammlung zufrieden erklärte. Hierbei muß bemerkt werden, daß schon seit der Einführung der Landschaftsinstitutionen viele Fragen auf ähnliche Weise entschieden wurden. Sieben Redaktionskommissionen unterzogen sie einer Durchsicht, und alles blieb dann beim Alten.

Übrigens konnte auch die Mehrzahl der Fragen, die wenigstens von einer gewissen Wichtigkeit waren, garnicht auf andere Weise entschieden werden. So z. B. die Eisenbahn: was würde man schließlich mit ihr anfangen? Soviel man sich darüber auch den Kopf zerbrach, es kam nichts dabei heraus. Man beschloß also: „Das Referat der Verwaltung als nützlich anzuerkennen und dem Herren Vorsitzenden den Dank der Versammlung zu votieren, das Referat selbst aber in die Revisionskommission abzugeben.“ Da die Landschaftsversammlung des Kreises noch niemals alle zur Beratung kommenden Fragen zu entscheiden vermocht hatte, so konnten, nach dem Gesetz der natürlichen Zuchtwahl, die schwierigeren von ihnen, an denen man sich die Zähne

ausbrechen mochte, ihr Dasein leicht verlängern und werden aller Wahrscheinlichkeit nach noch lange Zeit unentschieden fortleben.

Aber es gibt bisweilen Fragen, die, wenn sie auch eine noch so harte Nuß zu knacken geben, dennoch kraft der Umstände um jeden Preis entschieden werden müssen. Und eine solche Frage erstand plötzlich vor den Gliedern der geschilderten Versammlung mit der ganzen Wucht ihrer Unlösbarkeit.

Dem Kreise drohte die Hungersnot!

Der fruchtbarste Kreis eines der fruchtbarsten Gouvernements der Hungersnot ausgesetzt!

Dieser seltsame Umstand hatte aufgehört seltsam zu sein seit dem denkwürdigen Jahre 1873. Unsrer fette Schwarzerde hatte anderthalb Monate keinen Tropfen Regen gesehen. Die aufgegangene Saat war verbrannt. Der Rest des Getreides, das nur ein Viertel seiner gewöhnlichen Höhe erreicht hatte, bestand fast nur aus leeren Hülsen. Der Kreis X. liefert fast nur Weizen. Die Sache sah folglich sehr böse aus. Die Gutsbesitzer und Kaufleute freilich machten sich wenig Sorge: im Vorjahr war die Ernte enorm gewesen und wegen der niedrigen Kornpreise viel Getreide unverkauft geblieben. In diesem Hungerjahr hatten die Preise eine seltene Höhe erreicht, und das vorjährige Korn trat an die Stelle des diesjährigen. Die Bauernschaft aber hatte, wie es von einer so ungebildeten, trägen und betrunkenen Bauernschaft nicht anders erwartet werden konnte, eine so löbliche Vorsicht nicht beobachtet: das vorjährige Korn war von ihnen für ein Spottgeld verkauft worden, und in diesem Jahr gab es überhaupt nichts. Heu war auch nicht vorhanden; schon im August wurden die Pferde für 5 und 3 Rbl. verkauft, Füllen für 30 Kop. Die Landschaftsverwaltung hatte rechtzeitig von den Gemeindeverwaltungen die Daten darüber verlangt, „wie groß die Summe der im J. 187* erforderlichen Unterstützungen an Personen sei, die an Korn sowohl zur Nahrung als auch zur Aussaat Mangel litten.“ Die Daten wurden von den Gemeinbeschreibern gesammelt, und zwar auf eine recht originelle Weise: es ward ein hübsch liniertes Schema verfertigt, darauf die Namen der Bauern eingetragen und jedem Namen gegenüber eine mehr oder weniger tief sinnige Zahl gesetzt: z. B. 21 Rbl. 43¹/₄ Kop., 47 Rbl. 83³/₈ Kop. usw. Es war selbstverständlich, daß bei dieser Art der Zusammenstellung die Summe, die der Hungersnot abhelfen sollte, wenn auch nicht in runder Zahl ausgerückt, so doch sehr erklecklich war, nämlich 411,843 Rbl. 7¹/₈ Kop.

Der Sekretär der Versammlung trug die Zahl mit leicht bebender Stimme vor.

Ein betäubender Lärm übertönte seine letzten Worte. Die vorderen Reihen der Abgeordneten sprangen auf und hielten gleichzeitig etwa zehn Reden, deren Inhalt infolge des allgemeinen Getöses für die Nachwelt verloren ging. Der Lärm war so stark, daß sogar ein verabschiedeter Gardekornet, der den Dienst schon unter Kaiser Paul quittiert hatte, es merkte, daß etwas nicht in Ordnung sei, und ein Brummen aus seiner Ecke hören ließ.

Im Saal dauerte der Lärm fort, nur hin und wieder konnte man einzelne Aufe unterscheiden:

„Ich habe sieben Maas . . .“

„Ich bitte Sie, und der Schnaps!“

„Kommissionsglieder hinschicken! Das Nähere zu erfahren suchen!“

„Was für Kommissionsglieder, einfach unbeachtet lassen! Alles erstunken und erlogen! Was für eine Hungersnot, erbarmen Sie sich! Unser Kreis, sozusagen die Kornkammer seit jeher!“

„Ihr habt's gut, bei euch picken die Hühner nicht!“

Über all' dem Getöse schallte das unaufhörliche Geläute der Glocke, vom unermüdblichen Arm des Präsidenten geschwungen, der weder Kraft noch Gesundheit schonte, um der allgemeinen Wohlfahrt zu dienen. Dazu unterschied man den tiefen Bass des Generals mit den Überlieferungen aus der guten alten Zeit, der wie eine Kirchenglocke dröhnte:

„Trunkenbolde! Faule Bäume! Müßiggänger! Saufbolde!“

„Die honigzüngige Geistlichkeit schwieg; die Bauern ebenfalls. Was sollten sie auch reden?“

Zum offenen Fenster schaute von der Straße die unvermeidliche Marja Iwanowna herein, und seltsam: sie, die sonst unermüdblich Unsinn schwatzte, sie schwieg diesmal. Dann lachte sie einfältig, drehte sich um und hinkte die Straße dahin, indem sie laut von ihrem freilich von einer irrsinnigen Phantasie geschaffenen, aber schönen und getreuen Freier erzählte.

Die Unterstützungsfraße ward der Redaktionskommission übergeben.

Am Abend kamen im Klub vierzehn Kartenpartien zustande.

Am nächsten Tage versammelten sich die Herren Abgeordneten aufs Neue. Die Redaktionskommission hatte ihre Arbeiten beendet und gab über einige Fragen ihr Gutachten ab, das sie der Weisheit der Volksvertreter zur Beurteilung unterbreitete. Aber bevor es noch zur Beurteilung dieser Gutachten kam, wurde eine Frage vorgelegt und glänzend erledigt, die eine wesentliche Bedeutung für das soziale Leben des Kreises hatte. Die Frage ward vom Herrn Chef der Landschaftsverwaltung gestellt und in nachstehenden unvergesslichen Wendungen ausgedrückt:

„In Berücksichtigung des Umstandes, daß die Interessen der Selbstverwaltung der Landschaftsinstitution denen des Staates analog sind, und in Erwägung dessen, daß das Streben nach Übereinstimmung der einen wie der anderen allein als eine zielbewußte Richtung bezeichnet und die Übereinstimmung selbst das wahre Ziel der Vertreter der Volkskraft des Reiches genannt werden kann, gibt sich der Präses der Verwaltung die Ehre, der Begutachtung durch die Landschaftsversammlung nachstehende Frage zu unterbreiten, die sowohl wegen ihrer kardinalen Wichtigkeit Beachtung verdient, als auch deswegen, weil viele Regierungsinstitutionen sie schon in positivem Sinne entschieden haben. Diese Frage von kardinaler Wichtigkeit ist — die Frage von der Verrückung der Bruchteile von Kopelen, in den Rechnungsberichten unsrer Verwaltung, deren bisherige Aufführung den Gang der Geschäfte so wesentlich verzögerte, daß . . .“

Aber der Verfasser des vorliegenden wahrheitsgetreuen Berichtes ist außer Stande, den Schluß dieses glänzenden Satzes zu bringen, weil die Versammlung mit so tobender Begeisterung rief: „Angenommen! Angenommen!“ daß der weitere Inhalt ein Geheimnis blieb, und der Direktor der Verwaltung genötigt war, die Hände an der Grenzscheide zwischen Brust und Bauchhöhle faltend, sich nach allen Seiten hin zu verbeugen, eine Bewegung, die er durchaus mit Erfolg ausführte. Dabei schienen seine Augen sogar etwas feucht zu werden, was die Abgeordneten in eine noch größere Begeisterung versetzte.

„Gestatten Sie mir,“ begann der Vorsitzende Iwan Iwanowitsch, „gestatten Sie mir, mein hochverehrter Wassili Nikolajewitsch, unsren Gefühlen in einigen Worten Ausdruck zu verleihen, die nur sehr schwach . . . in sehr geringem Grade . . . dartun können . . . die Dankbarkeit der Versammlung, welche . . . die nicht umhin kann . . . in Ihrer Tätigkeit . . . in Ihrer rastlosen Tätigkeit ein Zeichen zu sehen . . . ein Zeichen, welches . . .“

Hier stockte die Stimme des tugendhaften Iwan Iwanowitsch. Noch nie war sein Herz von so erhabenen und lichten Empfindungen beseelt gewesen. Seine Stimme bebte und brach ab, und seine Hand, die aus der hinteren Rocktasche ein rotseidenes Tuch hervorzog, führte dieses an die Augen, während der Chef der Verwaltung fortfuhr, sich nach allen Seiten zu verbeugen.

*

Am andern Tage war der Morgen trübe. Aus der Ferne tönte das Grollen des Donners herüber. Gegen 11 Uhr ballten sich die Wolken über der Stadt, zuckende Blitze spalteten die Luft, von knatternden Donnerschlägen begleitet, und ein Platzregen ergoß seine Fluten auf die Straßen. Die Herren Abgeordneten versammelten sich im Sitzungsjaale in durchnässten Kleidern; vielleicht war dieser Umstand eine von den Ursachen des traurigen Ereignisses, dessen Einzelheiten der wohlwollende Leser aus den nachstehenden Zeilen ersehen mag.

Der Abgeordnete Glassow, sowie sein Gegner, der graue Herr, hatten auf allen Sitzungen sich schweigend verhalten. Was die Ursache einer so kühlen Zurückhaltung angeht, der Mütze des Kreises gewesen sein mochte, ist schwer zu sagen; aber man kann mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß diese Herren aus angeborenem Adel der Gesinnung und aus Hochachtung vor der Gesellschaft die Beschlußfassung bei den Beratungsgegenständen durch laute Äußerungen ihrer Feindschaft nicht zu stören wünschten. Und eine solche Äußerung hätte unvermeidlich erfolgen müssen, sobald der eine von den Feinden den Mund öffnete.

Bei der Durchsicht des Projektes der „Dezentralisation der Kornmagazine“ ward von einigen Abgeordneten der Vorschlag gemacht, zu den schon vorhandenen 4 Verwaltungsgliedern noch ein fünftes zu ernennen, dessen besondere Pflicht die Beaufsichtigung der Kornmagazine sein sollte. Dieser Vorschlag ward mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen, da mit dem Ehrenamt eines Gliedes der Verwaltung auch ein gewisses Einkommen verknüpft war, das man ja nach einem bekannten Sprichwort „nicht auf der Straße zu finden pflegt.“ Inmitten des allgemeinen Jubels aber stellte eine Stimme die verhängnisvolle Frage:

„Wer, meine Herren, soll denn das neue Verwaltungsglied sein?“

Iwan Iwanowitsch gab darauf zur Antwort:

„Aber sehr geehrter Herr, haben wir denn wenig werktätige Mitarbeiter? Sollte sich in unserer Adelskorporation nicht ein Herr finden, der ein solches Ehrenamt gern annähme und gewissenhaft ausübte? Um Ihnen gleich einen zu nennen — wählen wir beispielsweise unsren verehrten Nikolai Dmitrijewitsch.“ Und er erhob die Hand mit der Fläche nach oben und machte damit eine Bewegung nach der Richtung, wo Herr Glassow saß.

Diese Worte und diese Geste brachten alles zur Entscheidung.

Der ehrenwerte Nikolai Dmitrijewitsch stand auf und verbeugte sich. Aber er hatte noch nicht Zeit gefunden, sich wieder zu setzen, als die zornige Frage ertönte:

„Also der Herr Abgeordnete Glassow kann es mit Ehren übernehmen und gewissenhaft ausüben? Ach danke ergebenst!“

Die Gesellschaft, die den grauen Herrn umgab, brach in ein Gelächter aus. Herr Glassow richtete, ohne sich zu setzen, einen durchbohrenden Blick auf seinen Feind, begegnete aber einem nicht minder drohenden Auge. Aller Herzen klopfen schneller. Die Versammlung war lautlos still. Iwan Iwanowitsch fand zuerst seine Fassung wieder, wie es sich für einen tapferen Vorsitzenden geziemte.

„Segen Sie sich, meine Herren, ich bitte Sie! Nikolai Dmitrijewitsch, ich sehe Sie an! Iwan Petrowitsch! Ach, meine Herren, wie können Sie nur . . . So beruhigen Sie sich doch, ich bitte Sie inständigst!“

Seine leeren Worte wurden übertönt. Glassow gab dem grauen Herrn die gebührende Antwort, der graue Herr blieb ihm nichts schuldig; die Anhänger der einen und der anderen Partei schlossen sich ihren Führern an, und jetzt geschah etwas Unbeschreibliches.

Der Verfasser des vorliegenden wahrheitsgetreuen Berichts muß zu seiner Schande gestehen, daß er sich eiligst durch die Flucht rettete. Denn da er die heißblütigen Sitten seiner Landsleute kannte, so hielt er einen längeren Aufenthalt für nicht ungefährlich. Übrigens bewiesen die Folgen, daß seine Furcht unnütz gewesen war. Denn gleich nach seiner Entfernung hatten die schreienden Volksvertreter den selbstlosen Entschluß gefaßt, aus dem Saal zu retirieren, um diesen Tummelplatz bürgerlicher Großtaten nicht zu einen Ort der Unordnung und Gewalttätigkeit zu machen. Mit einem Worte, alle flüchteten, und die Versammlung löste sich auf.

„Niemand wird mein Fuß mehr diese Stätte betreten!“ rief hinausgehend der feudale Besitzer eines Branntweinladens. „Ach bitte Sie, was sind das für Leute? Die reinen wilden Tiere!“

Der graue Herr, der sich plötzlich auf der Straße befand, schrie aus vollem Halse:

„Dieser Schurke Glastow ist an allem schuld! Er ganz allein, dieser Lumpenhund“ usw. usw.

Und als sein Gegner vorüberging, verdoppelte er sein Geschrei und Geschimpfe. Die Umstehenden lachten. Alles strömte in den Klub.

*

Im Saal der Versammlung war alles leer. Zurückgeblieben war nur Iwan Iwanowitsch, der wie im Starrkrampf auf seinem Präbentensessel saß, und der verabschiedete Gardefornet, der trotz aller Anstrengung nichts verstanden hatte, obgleich er augenscheinlich dunkel empfand, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sei. Dieses Empfinden drückte sich in einzelnen sonderbaren Lauten aus:

„Hm! Hm! Was sagen Sie?“

Aber Iwan Iwanowitsch sagte nichts; er achtete nicht einmal auf den verabschiedeten Kornet. Plötzlich sprang er auf, schleuderte die Glocke, die er bis dahin in der krampfhaft geballten Faust gehalten hatte, auf die Diele und stürzte auf die Straße.

Die schwachsinrige Marja Iwanowna, die durch die Lücke des Zufalls sich wieder unerwartet an seiner Seite befand, zeterete:

„Nun, mein Schatz, wohin eilst Du? Ihnen nach, den Brüdern da? Schau, da, da fahren sie davon. Warte, wenn mein Kostopyrkin kommt, der wird sie schon wieder zusammenbringen. Der kriegt sie zusammen, mein Schatz! Oh-ho-ho!“ Und mit ekelhaftem Gelächter faßte die Wahnsinnige Iwan Iwanowitsch am Arme.

Er blieb stehen, riß sich los und schrie sie an:

„Pack dich fort, zum Teufel!“

War es ein Wunder, daß er die Selbstbeherrschung verlor? Eben noch mitten im Strudel der Hochflut sozialer Arbeit, und auf einmal — dieser Ausgang! Die Versammlung aufgelöst, alle Fragen unerledigt, jetzt kommt noch der Bericht an den Herrn Gouverneur, das Gesuch zur Einberufung einer neuen, extraordinären Versammlung! Und dazu weiß man noch garnicht, was seine Ergzellenz zu der ganzen Geschichte sagen wird.

Literarische Rundschau.



Wandlungen im geistigen Leben.

Alle Entwicklungen, Wandlungen, Kämpfe im geistigen Leben Deutschlands spiegeln sich auch in unfrem heimischen Geistesleben wieder. Allerdings nicht gleichzeitig, sondern fast immer treten die Anfänge neuer Bewegungen bei uns erst einige Jahre später in weiteren Kreisen deutlich erkennbar in die Erscheinung. Und das ist ja wohl auch unschwer zu erklären. Aber unverkennbar folgt man auch bei uns dann Schritt vor Schritt, bald langsamer bald schneller, der allgemeinen Bewegung nach. Nur daß sie bei uns, — infolge einer gewissen literarischen Sterilität, einer gewissen literarischen Keuschheit, will sagen einer Art Scheu, frischweg mit seinen Gedanken an die Öffentlichkeit zu treten, wegen des Anstoßes den man vielleicht hie und da in unsrer nicht eben sehr großen Gemeinschaft erregen könnte, — nicht so schnell und im Anfänge nicht so deutlich zu erkennen ist. Aber der aufmerksame Beobachter fühlt auch bei uns bald genug den geistigen Pulsschlag heraus

Wir geben hier die kurze Einleitung eines längeren Artikels über die „Freimaurerei im geistigen Leben der Gegenwart“ wieder, die der Schriftsteller E. Clausen in der Beilage zur „Täglichen Rundschau“ (Nr. 101) veröffentlicht hat. Die Freimaurerei geht uns hier weiter garnichts an. Aber diese „Einleitung“ dazu gibt uns in einer so ausgezeichneten Weise einen kurzen, klaren, vortrefflich zusammenfassenden Überblick über einige der wichtigsten Seiten der Entwicklung des geistigen Lebens der letzten dreißig Jahre, daß wir es uns nicht versagen können, diesen Abschnitt hier wiederzugeben. Der aufmerksame Leser wird leicht erkennen, wo die Vergleichs- und Parallelpunkte mit dem Gange und dem gegenwärtigen Stande unfres Geisteslebens liegen.

„Sinnend und nachdenklich vergleichend zurückschauen, heißt lernen. Versuchen wir nur 20 bis 30 Jahre zurückzublicken auf die Stimmung der damals lebenden und strebenden Menschen, und fragen wir dabei, ob und wie sich damals die Gebildeten mit religiösen Fragen befaßten. Wir finden eine religiöse Gesinnung und Bestimmtheit, deren Inhalt unter dem Einfluß einer in den Köpfen der Nachlebenden verflachten Wirkung der großen Aufklärungszeit um die Wende des 18. Jahrh. stand. Das große, im echten Sinne des Wortes religiös empfundene Ideal der Humanität, wie es bei Lessing, Schiller, Goethe, Herder, Fichte u. a. seinen Ausdruck gefunden hatte, wurde von dem Geschlecht der 60-er und 70-er Jahre nicht mehr verstanden. Religiös sein, hieß kirchlich sein, als gut und gern übernommene Pflicht, oft nur der Wohlständigkeit und der Zugehörigkeit zur besseren Gesellschaft. Die Männerwelt war fast durchgängig religiös vollständig indifferent. Zwar war die Wirkung von J. F. Strauß vorhanden, auch der Protestantenverein existierte, aber die religiösen Fragen erregten im Grunde mehr die Köpfe als die Herzen. Hinzu kamen die Wirkungen der Naturwissenschaften, besonders seit Darwins Auftreten. Wer sich überhaupt hiermit ernst beschäftigte, wurde durchaus skeptisch, wies jede Metaphysik ab oder aber wehrte sich mit dem Brustton der sittlichen Überlegenheit gegen die falsch verstandene, sogenannte Affenmenschttheorie. Im übrigen aber nahm die wirtschaftlich-technische Entwicklung Beschlag von Köpfen, Herzen und Händen. Es waren Dezennien des schaffenden Werktagslebens, rastloser Arbeit, eines wachsenden und berechtigten Wirklichkeitssinns, der geneigt war, nur eine mechanistisch-materialistische Weltanschauung anzuerkennen, die einfach negierte, was ihr nicht paßte und deren Vertreter fraglos mit einer gewissen Blumpheit und Kurzsichtigkeit auf alles dreinschlugen und alles mit fanatischem Sarkasmus brandmarkten, was überhaupt noch das Bestehen eines religiösen oder sittlichen Bewußtseins verteidigte. Damals wurden Schlagworte geprägt und tatsächlich, was uns heute unglaublich dünkt, ernst genommen, wie „Ohne Phosphor kein Gedanke“ und ein Schiller wurde als Phrasendrescher verläßt. Wenn auch vielleicht nicht offen, so doch insgeheim hielten und halten heute noch viele Menschen den Erfinder einer neuen Technik für einen größeren Menschheitsbeglucker, als es die größten religiösen oder künstlerischen Genies je sein konnten. Die gesamte Jugend der höheren Schulen in der Zeit von 1860—1890 war eigentlich so gestimmt. Es war eine Zeit, wo man, nur die Technik

anbetend, in Ekstase geriet über die Naturähnlichkeit künstlicher Papier- und Stoffblumen, es war die Zeit der Materialtäuschung, des Kitsches und Schundes im Kunstgewerbe usw. Der Durchschnittsmensch unsrer Zeit empfindet sehr häufig nur noch Ehrfurcht vor dem gesteigerten Werkzeug, das um seiner selbst willen wie ein Fetisch verehrt wird, indem man es ohne weiteres als Kulturerrungenschaft bewundert. Man überlegt gar nicht, daß erst die Art, wie der wirklich kultivierte Mensch das Werkzeug verwendet, welchen Zwecken er es dienstbar macht, dessen Wert bestimmt. Man denke nur an die Kinematographentheater. Nach einer Richtung, was die Technik anlangt, eine glorreiche Zeit, die Einleitung einer neuen Epoche, nach der andern Richtung aber eine erbärmliche Zeit, die der Oberflächenkultur! So paradox es scheinen möchte, man könnte diese Zeit die der „Einjährig-Freiwilligen-Kultur“ nennen, denn sie erfand dieses Privilegium, das bezeichnender ist für sie und verhängnisvoller wurde für unser höheres Schulwesen, als man auf den ersten Blick glauben sollte.

Jene Zeitstimmung hat ihr Recht, sie hat es sich genommen und es festgehalten, ja, sie hat auch genügt. Bedenkt man, daß in Kunst und Literatur bis gegen 1870 die Romantik herrschte, die unter dem deprimierenden Eindruck der trotz aller Kämpfe von 1813 und 1815 nicht erreichten nationalen Ideale, sich rückschauend am Mittelalter berauschte, dann wird die neue Stimmung nach 1870 im Gegensatz hierzu historisch berechtigt und menschlich verständlich erscheinen. Wir erlebten dann den Naturalismus in Literatur und Kunst, und so abschreckend uns heute schon die damals fast fanatisch bejubelten Erzeugnisse dieser Epoche anmuten, sie waren einmal berechtigt und sie schärften eines, was verloren gegangen war, nämlich den Wirklichkeitsinn. Die Wissenschaft erarbeitete und sammelte auf allen Gebieten ungeheure Ergebnisse von zunächst planlos hinterlegten und aufgespeicherten Errungenschaften exakter Forschung, aber erst neuerdings wird man sich der Pflicht bewußt, den Stoff organisch zu ordnen und die Tatsachen für die Kultur des Innenlebens zu verarbeiten. Es war eine Zeit der Kraft, aber auch satter Selbstzufriedenheit, eines progigen Selbstbewußtseins, das in dem Gedanken auslief: „Was kostet die Welt, wir können und bezahlen alles.“ Es war und ist noch heute die Zeit, die nur gelten lassen will, was dem sogenannten „gesunden“ Menschenverstand leicht eingeht, diesem gesunden Menschenverstand, der das Mindestmaß platten Denkens darstellt, und

der dazu neigt, am Bierisch die letzten und höchsten Fragen mit einem dummen Wig abzufertigen. Die Wigliteratur unsrer Tage saugt noch heute ihre Nahrung und leider auch ihren Beifall aus dieser Anbetung des „gesunden“ Menschenverstandes, der sich nur auf der Oberfläche der Dinge zu tummeln vermag und der einstmals einen Galilei vor die Inquisition brachte.

Die innere Gemütsreaktion auf jene Zeitstimmung und Verfassung ließ denn auch nicht auf sich warten; sie kam mit der Sicherheit, wie stets die junge Generation geneigt und aus Selbsterhaltungstrieb beinahe gezwungen ist, das geistige Erbgut der Großväter und Väter kritisch auf seinen Wert nachzuprüfen. Eine Unlust, ein Unbefriedigtsein, ein Erkennen der gemachten Fehler macht sich geltend. Man erkannte ja auch deutlich aus der Verbrecher- und Irrenstatistik sowohl, als auch aus den Erzeugnissen der Kunst und Literatur, daß die Dinge auf dem besten Wege waren, ein entsetzliches Gesicht zu zeigen oder ins Absurde auszuarten.

Fassen wir hier nur das Gebiet des religiösen Lebens ins Auge, so finden wir, daß heute das Religiöse schlechthin, im besten und weitesten Sinne genommen, in den Gemütern einer großen Zahl von Zeitgenossen wieder eine Bedeutung erlangt hat und zu leidenschaftlichen Meinungsäußerungen und Bekenntnissen führt, die von religiöser Indifferenz nichts mehr erkennen lassen. Religion ist eine Tagesfrage geworden, ohne daß deshalb hiermit ein Tadel ausgesprochen werden soll. Man mag es bedauern oder nicht, Tatsache bleibt, das weite Kreise des Volkes durch den Kampf um die Christusmythe, durch die Borromäusenzyklika, durch den Modernisteneid, durch die Fälle Zatho und Traub und ähnliche tiefer erregt werden, als durch die Marokkoaffäre. Man mag dies bedauern, aber man muß sich doch sagen, daß der innere Anteil einer Generation an Ereignissen stets einseitig sein wird.

So wird die Auffassung der sozialen Frage, anscheinend eine so nüchterne Verstandsfrage, heute gemeßen an ethischen Maßstäben. Die Arten und die Folgen der Wohltätigkeit und der Wohlfahrtspflege werden nicht nur nach ihren praktischen Erfolgen, sondern ethisch-religiös gewertet. Es gibt kluge und ernste Zeitbeobachter, die von dem Erwachen eines Neuidealismus in Deutschland sprechen.

Dies Erwachen kündigt sich zunächst an in einer Kampfesstimmung, die wie immer in solchen Zeiten nicht des fanatischen und stark polemischen Einschlags entbehrt. Die Gegensätze treffen viel schärfer aufeinander, weil besonders die Weltanschauungsfragen nicht mehr nur verstandesmäßig erfaßt werden, sondern Herzenssache wurden. Die orthodox gestimmten Kreise, die früher, trotz damals nicht fehlender Angriffe aus dem Lager der mechanistischen Anschauungen, sich doch mit Recht im sicheren Besitz ihrer Heilswahrheiten fühlten, weil ihre Gegner sie nicht auf ihrem eigentlichen Gefechtsfeld, dem religiösen Innenleben, angreifen konnten, sie müssen heutzutage sich in bewußter Abwehr schärfer bekennen und zusammenschließen. Sie haben es mit ganz andren Gegnern zu tun, d. h. mit wirklich religiös gestimmten, denen ihre abweichende Überzeugung ebenso sehr Herzenssache wurde, wie jenen ihre Tradition und ihre Dogmen. Die Orthodoxen werden gezwungen, ihre Überzeugungen im heißen Kampfe zu bekunden, sie können nicht mehr auf sichern Besitz trumpfen, sondern müssen ihn sich selbst teilweise neu erkämpfen.

So kommt es, daß die evangelischen Orthodoxen, zwar vielleicht, ohne es selbst einzugestehen, heute schon päpstlicher als der Papst werden, und daß z. B. der Antimodernisteneid sicher, wenn auch nicht öffentlich zugegeben, in manchen streng orthodoxen Gemütern durchaus nicht abgelehnt, sondern heimlich begrüßt wurde. Mit einem leisen Gefühl des Neides, daß nur der katholischen Kirche solche Mittel zur Verfügung stehen. Die freireligiösen Gemeinden, Vereine und Verbindungen, Gruppen wie die „Ethische Kultur“ und die Monisten pflegen ein Element letzten Endes doch religiöser Natur, das die Mitglieder bindet und auf den Kampfplatz führt. Man ist in naturwissenschaftlichen Kreisen nicht wie ehemals durchgängig religionsfeindlich oder gleichgültig gestimmt, sondern man bekämpft gewisse kirchliche Richtungen eben aus Religion, d. h. vom Boden einer andern Weltanschauung aus, die sich ehrlich bemüht, dem sittlichen Bewußtsein Genüge zu tun, die keineswegs alle Metaphysik für Unsinn erklärt und die also mit keinem guten Recht ohne Einschränkung als schlechtthin „gottlos“, „atheistisch“ oder „materialistisch“ abgetan werden kann.

Viel Unausgeglichenes, Unruhiges, ja Unsicheres mag in dieser Bewegung zutage treten, das kann nicht anders sein in Zeiten der Gärung und ansehnender Neubildungen, von denen heute

noch keiner weiß, wie sie sich einst aus jetzt noch fast chaotischen Zuständen wirklich organisieren und deutlich bekunden werden.

Aus plumpen Verneinern wurden und werden diese Leute heute Zusage, die mit fein geschliffenen Waffen des Geistes und Herzens ihre Sache vertreten. Nur Philistergeist und Dummheit kann diese Bewegung als eine nichtsagende und bedeutungslose noch ansehen, und wenn er es tut, wird er die Zeche zu zahlen haben. Welchen Standpunkt auch der einzelne vertreten mag, er soll ihn vertreten mit Achtung vor der Überzeugungstreue und vor dem ehrlichen Wahrheitsstreben der Gegner, die man nicht damit besiegt, daß man sie als in die Irre geratene Schafe behandelt, wie dies leider nur zu häufig in der Hitze des Gefechts geschieht.“

Aus der neuesten Literatur des ostseeprovinziellen Privatrechts.

I.

Bukowstij, Die Zivilgesetze der Baltischen Gouvernements mit Erläuterungen.¹

Einen über den gesamten baltischen Zivilkodex mit allen seinen Artikeln sich erstreckenden Kommentar haben wir bisher nicht gehabt, denn der im J. 1889 erschienene Büngner'sche Kommentar hat nur einen Teil unseres Privatrechts, nämlich das vierte, von dem Forderungsrecht handelnde Buch des Provinzialrechts, zu seinem Gegenstande. Schon von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet ist jedes Werk dieser Art überaus dankenswert und daher auch für die Theorie des baltischen Privatrechts mit Freuden zu begrüßen. Einen solchen Kommentar will nun, wie schon aus dem Titel hervorgeht, Bukowstij — ein Mitglied des Rigaschen Bezirksgerichts — in der Tat geben, ja, er hatte ihn eigentlich schon im J. 1903 gemacht, als er sein Werk: „Гражданскіе Законы Губерній Прибалтійскихъ и практика полного Правительствующаго Сената и С. Петербургской Судебной Палаты“ (Mitau 1903, 494 S.) — das zwar nicht in der äußern Anordnung und Stoffeinteilung, wohl aber in Titel und Seitenan-

¹) В. Буковскій: Гражданскіе законы Губерній Прибалтійскихъ съ разъясченіями. Рига 1909, 935 С. Nichtoffizielle Ausgabe.

zählt sich von dem jetzigen Werke unterscheidet — erscheinen ließ. Mein es bedarf nur eines flüchtigen Durchblätterns des Bukowiskij'schen Buches, um zu erkennen, daß der Titel nicht das hält, was er verspricht. Von einem Kommentar des Provinzialkodex erwartet man, daß er alle Artikel desselben erläutert und zwar ohne jede Ausnahme. Das ist aber hier nicht der Fall. Eine ganze Menge von Artikeln bleibt unkommentiert, d. h. mit andern Worten: der Verfasser hält weniger, als er verspricht. Andererseits aber geht der Verfasser über die von ihm ursprünglich gesteckten Grenzen in sofern hinaus, als er nicht nur den baltischen Zivilkodex, sondern auch noch andere Gesetzbücher resp. Teile derselben — soweit sie zum baltischen Privatrecht in irgend welcher Beziehung stehen — kommentiert und in dieser Hinsicht hält Bukowiskij mehr als er verspricht. So sind z. B. die livländische Bauerverordnung vom J. 1860, die kurländische Bauerverordnung, die Agrarregeln für Kurland vom 6. September 1863, das Gesetz über die Justizreform in den balt. Provinzen v. J. 1889 und die zeitweiligen Regeln über die Reform der Bauerbehörden in den Disseeprovinzen und deren Kompetenzen, das Gemeindegerechtsreglement und verschiedene andre Gesetze gleichfalls mit Erläuterungen versehen.

Aber auch darin hält das Buch nicht das, was sein Titel verspricht, nämlich daß wirkliche Erläuterungen der betreffenden Gesetzesstellen, d. h. solche in wissenschaftlichem Sinne des Wortes, belegt und unterstützt durch Anführung wissenschaftlicher Autoritäten, überaus selten anzutreffen sind. Vielmehr erscheinen die Erläuterungen in der weitaus größten Zahl der Fälle in Gestalt von Exzerpten aus Senatsentscheidungen, Palatenurtheilen und aus der bekannten Zwingmann'schen Sammlung genommenen Entscheidungen der ehemaligen Rigaschen Stadtgerichte. Wo aber Bukowiskij hin und wieder die Wissenschaft als erläuternden Faktor heranzieht, da geschieht es meist ohne Kritik in der Wahl der angezogenen Schriftsteller und mit einer gewissen, vielleicht aus der mangelnden Stoffbeherrschung sich erklärenden Unselbständigkeit, Unbeholfenheit und Einseitigkeit. So wird z. B. meistens der Dängner'sche Kommentar angeführt und dessen Ansicht gebilligt, auch wo sie von der Wissenschaft des baltischen Privatrechts mit

allem Juge als unrichtig anerkannt worden ist, wie z. B. auf S. 506, wo Bukowskij die Nichtanwendbarkeit der Bestimmungen über die Klagenverjährung auf dingliche Klagrechte behauptet. Zu bedauern ist es endlich, daß der Verfasser bei Wiedergabe der Senatsentscheidungen nicht auch die ihnen zu Grunde liegenden Tatbestände wenigstens in Kürze mitteilt.

Allein trotz der hier gerügten Mängel bleibt doch die Arbeit Bukowskij's eine überaus verdienstvolle. Die in großer Anzahl erzepierten Senatsentscheidungen — deren Kenntnis dem Verfasser ja schon vermöge seines Berufes zu Gebote stand — sind von wenigen, hier nicht weiter zu erörternden Ausnahmen abgesehen, mit großem Geschick ausgewählt und überheben den Praktiker des zeitraubenden Nachschlagens und Suchens in den betreffenden Bänden der Senatsentscheidungen. Die Heranziehung der Entscheidungen der ehemaligen Rigaschen Stadtgerichte ist um deswillen dankenswert, weil die Zwingmannsche Sammlung dieser Entscheidungen heutzutage selten geworden und daher längst nicht mehr jedem hiesigen Juristen zugänglich ist, außerdem aber nur deutsch geschrieben ist und daher von dem des Deutschen nicht genügend mächtigen russischen Juristen nicht benutzt werden kann. Entschiedenem Beifall verdient ferner die Berücksichtigung der Bauerverordnungen, des Justizreformgesetzes und der übrigen im Vorhergehenden erwähnten Gesetze. Der praktische Jurist, der sich gerade auf diesen Gebieten zivilistisch rasch und bequem orientieren will, wird dem Verfasser gewiß Dank wissen, daß er ein Buch geliefert hat, wo man außer dem baltischen Zivilkodex auch noch jene verschiedenen andern Gesetze kommentiert beisammen hat.

Aber auch eine ideelle Bedeutung hat das Buch. Einmal, weil es auch für die Wissenschaft von Bedeutung sein muß, die Rechtsauffassung des Senats kennen zu lernen. Alsdann aber auch deshalb, weil Bukowskij mit einer der ersten unter den russischen Juristen ist, der zufolge sorgfältigen Studiums des baltischen Zivilkodex die Unbegründetheit des unter seinen im Innern des Reiches lebenden Kollegen herrschenden Vorurteils, nämlich daß unser Kodex nichts mehr als ein Konglomerat unpraktisch gewordener, archaischer, auf den Prinzipien der Standesunterschiede aufgebauter Rechtsätze aus der Unabhängigkeitsperiode

der Provinzen wäre, erkannt und seinen Fachkollegen durch dieses sein Buch gleichsam ad oculos demonstriert hat.

Das Bukowikij'sche Werk — dessen praktische Brauchbarkeit durch ein dem Schluß angehängtes ausführliches und sorgfältig gearbeitetes Wortregister um ein Bedeutendes erhöht wird — sollte in der Bibliothek keines Juristen, der sich praktisch oder theoretisch mit dem baltischen Privatrecht beschäftigt, fehlen.

Endlich wollen wir nicht unterlassen, zum Schlusse darauf hinzuweisen, daß das Buch Bukowikij's im Journal des Justizministeriums, Jahrgang 1910, S. 277—293 eine eingehende, im Ganzen günstige, sachmännische Besprechung aus der Feder Gröbinger's erfahren hat.

* * *

II.

M. O. Gröbinger, Das Forderungsrecht der Baltischen Gouvernements. Aus dem Kursus v. Prof. Erdmann. Übersetzung u. ergänzende Anmerkungen.¹

Mit diesem Buche hat der als theoretischer wie auch praktischer Jurist gleich bekannte Verfasser den des Deutschen nicht genügend mächtigen Juristen russischer Herkunft einen ganz beträchtlichen Dienst erwiesen, indem er eine genaue und dabei vollkommen einwandfreie russische Übersetzung des 4., das Forderungsrecht enthaltenden Bandes von Erdmann's System des liv-, est- und kurländischen Privatrechts weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Allein wie schon der Titel besagt, handelt es sich hier um bedeutend mehr als eine bloße Übersetzung: es steckt in diesem Buche ein gut Teil eigener Arbeit, insofern als die Anmerkungen zum Text um ein Bedeutendes vermehrt, verbessert und vervollständigt sind.²

Diese Zusätze Gröbinger's sind dreierlei Art: teils handelt es sich bei ihnen um Nachträge der neueren resp. neuesten Lite-

¹) Обязательственное Право Губерній Прибалтійскихъ. (Изъ курса проф. Эрмана). Переводъ и дополнительныя примѣчания М. О. Грөбингера. Рига 1908, 638 С.

²) Die Zusätze finden sich an nicht weniger als 86 Stellen.

ratur, sowohl der in deutscher als auch in russischer Sprache erschienenen, teils nur Berücksichtigung der Judikatur des Senats, teils endlich um selbständige Ausführungen polemischer Natur, so z. B. auf S. 425, wo Grödinger in offenen Gegensatz zu Erdmann tritt.

Um den Text durch die Zusätze nicht zu unterbrechen, sind sie insgesamt in die Anmerkungen verwiesen — eine durchaus empfehlenswerte, zu beherzigende Methode. Dabei sind die Nachträge durchweg kurz, knapp und treffend. —

Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß das Buch Grödingers auch für den baltisch-deutschen Juristen von großem Nutzen sein muß — schon wegen der vielfach darin angezogenen Senatsentscheidungen — und zwar nicht nur für den Praktiker, sondern auch den Theoretiker. Sehr wünschenswert wäre es, wenn Grödinger eine Übersetzung auch der übrigen Bände liefern würde.

H. v. L u z a u.



**Zum Artikel über „Die Landbevölkerung Harriens nach dem
Nordischen Kriege“ (Februarheft d. „B. M.“ S. 115 ff.)**

Ein merkwürdiges Mißgeschick will, daß auch die Korrektur eines „merkwürdigen Fehlers“ einer Korrektur bedarf. In den „Beiträgen VII, Heft 1“ ist mein Name als Verfasser der Arbeit über „Das Annotationsprotokoll de Ao. 1716 für den Distrikt Harrien“ unzweifelhaft „deutlich genug genannt.“ — Trotzdem wird in einer „Korrektur“ im Aprilheft der „B. M.“ S. 266 mein Name wieder falsch angegeben: „Dr. P. Baron Ungern-Sternberg“. Ich bin nicht Dr. phil., ich bin Jurist und Rechtshistoriker und habe mit meinem Kandidatengrad noch im alten Dorpat ehrenvoll durch die große goldene Medaille für eine rechtshistorische Arbeit über „Die homines regis zur dänischen Zeit in Estland“ erworben.

Paul Baron Ungern-Sternberg, cand. jur.



Druckfehlerberichtigung.

Im Aprilheft ist zu lesen:

| | | |
|-----------|---------|--------------------------------------|
| Seite 231 | Zeile 6 | statt: von Fahnen -- von den Fahnen. |
| " " | " 20 | " 32. März — 22. März. |
| " 233 | " 8 | " Ruttiger — Ruttigfer. |
| " 243 | " 12 | " 70-er Jahren — 60-er Jahren. |

En gros!

En détail!

OTTO SCHWARZ,
Riga,

Wein- und Zigarren-Import.

Größte Auswahl

in

Importierten Weinen.

Spezialität:

Mosel-, Rhein-

und

Bordeaux-Weine

Bei Abnahme von 50 oder 100 Flaschen einer Sorte äußerst
günstige Netto-Preise.

Echte Douro-Portweine

von 150—500 Kop.

→☉ Havana- und deutsche Zigarren. ☉←

Langensiepen & Co.,

Aktien-Gesellschaft.

gr. Königstr. 32. R I G A, gr. Königstr. 32.

Armaturen-, Spritzen- u. Pumpen-Fabrik, Maschinen-
lager u. Technisches Bureau,

Telegr.-Adr.: „E l f o.“ — Telephon Nr. 544, 1744, 2844.

**Spezialabteilung für Zentralheizung, Wasserleitung
und Kanalisation.**

Armaturen aller Art für Dampf und Wasser,
Pumpen für die versch. Zwecke mit Hand-, Kriemen- u. Dampftrieb.

Haus-, Hof- u. Straßenpumpen,
Kalkforula-Pumpen,
Gardapumpen,

Absainisations-Pumpen,
Allweiser-Pumpen,
Wärigel-Pumpen.

Tiefbrunnen-Anlagen.

Dampfpumpen,
Original- Worthington- Pumpen,
Feuerspritzen für Hand- u. Dampftrieb.

Garten-Spritzen.

Feuerwehr-Ausrüstungsgegenstände.

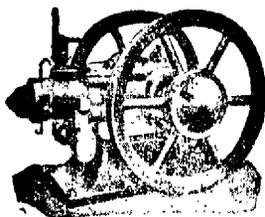
Dampfkessel und Dampfmaschinen.

Naphtha-Motore

„PERKUN“,

stationär und fahrbar.

Allein in den Ostseeprovinzen über 200 St. im
Betriebe zu besichtigen. Hervorragend geeignet zum
Antriebe von Maschinen aller Art, sowie für
elektrische Beleuchtungszwecke.



— **Ausführliche Offerten auf Anfrage gratis.** —

R. OTTO. KGL. HOFGRAVEUR

BERLIN 1896 SILB. STAATS-MED. CHICAGO- PREISRICHTER, PARIS 1900- GOLD. MED.

HERALDISCHES KUNSTINSTITUT

EDELSTEIN-U. METALLGRAVIERUNGEN

LITHOGRAPHIEEN. PAPIERPRÄGUNGEN

ENTWÜRFE, MALEREIEN, EX LIBRIS E.T.C.

JETZT: BERLIN W.8. CHARLOTTENSTRASSE 29-30



Mechanische Stickerie für Gardinen, Decken, Portieren etc.

Kunstgewerbliches Zeichnen- u.

Kalkstr. 14. Stick- Atelier Kalkstr. 14.

empfehlte sich zur Anfertigung von Aufzeichnungen resp. Ausführungen aller Art Handarbeiten nach eigenen oder eingesandten Entwürfen.

Modelle u. Material auf Lager.

Louis Hagebeck.

Gr. Kunstschabl in borgeg. und fertig. Stricken engl. Broderie.

ABSOLUT
BESTE
MILCH
CHOCOLADE

SCHWEIZER
MILCH-CHOCOLADE

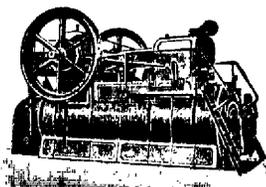
GRÖSSTER
VERKAUF
DER
WELT

Aërologas-Apparate,

die schönste, billigste und gefahrloseste **Zentral-Beleuchtung** für Wohnungen, Sanatorien, Wirtschaftsgebäude etc. Tel. 2010. besonders für **Gutshöfe.** Tel. 2010.

General-Vertreter der **Ing. Techn. N. v. Antropoff**, Riga, Aërolog-Mittengesellschaft, Schulenstr. 14.

Referenz-Anlagen: Kurhaus Dubbeln, Sanatorium von Dr. med. Dietrich in Sassenhof, neues Gebäude der Stadt-Sparkasse in Mitau, Fabrik Richard Mayer in Reval, div. Güter, etc. - Zu beschäftigen beim Generalvertreter. - Prospekte und Kostenanschläge gratis. - Bedienung 10 Minuten täglich, durch jeden ausführbar.

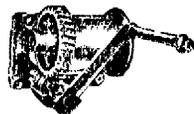


Sie werden Vorteile
erzielen,

wenn bei Vergebung von Aufträgen auf
technische Maschinen, Pumpen, Motoren etc.,
Offerten auch von der unterzeichneten bereits 37 Jahre
bestehenden Firma eingeholt werden!

Hugo Hermann Meyer

RIGA. gegr. 1873.



— Riga 1901. Goldene Medaille. —

Gegründet 1838.

Emil Martin

Orgelbauanstalt,

Industriestraße 9, Riga, Industriestraße 9,
Bau v. Kirchen-, Concert- u. Schul-Orgeln jeder
Größe nach der neuesten Konstruktion, mechanischen und
pneumatischen.

Annahme z. Stimmen, Umbauen u. Reparieren.
Vertreter für Süd-Russland: W. Paulin, Organist und
Orgelrevisor in Verdjansk.

Erste Kunstlicht-Photographie L. HAUPT, Riga,

Alexanderstraße Nr. 40,

empfiehlt sich zur Ausführung von
Portraits, Kinder- und Gruppen-Aufnahmen aller Art, Fahrkarten, Ver-
größerungen farbiger Bilder etc. Alle Aufnahmen werden mittelst
modernstem elektrischem Beleuchtungs-Apparat

ohne Glashaus (reflectirte Ultraviolett-Strahlen), welcher besser als
Tageslicht arbeitet, hergestellt.

Schnellste Bildertieferungen, beste Ausführung, mäßige Preise.
Geöffnet von 9 Uhr morgens bis 1/28 Uhr abends. Sonntags von 10 bis 5 Uhr.
bei vorheriger Meldung auch später.

Hygienisches
Tafel-Salz

Herstellung
und Verpackung vom Arzt
begutachtet.



Fabrik-Marke.

Im Gebrauch stets trocken, wodurch ein Zusammenballen des Salzes ausgeschlossen.

Darf in keinem Haushalt und auf keiner Tafel
fehlen!

Echt nur in Originalpackung: in Pergament und eigens präpariertem Karton.

Beim Gebrauch sind die Glasflakons der Fabrik zu benutzen.

Konservensalz „Kristall“

zum Salzen von Fleisch, Fisch, Butter, Gemüse
u. dgl.

J. J. Komen, Riga.

Postfach 296.

Telegrammadresse: **Komensol.**

Est.

A-1457

73.5

H. C. RUSTAD

Spezial-Sporthaus,

Jakobstraße 18, Riga, Jakobstraße 18.

empfiehlt in größter Auswahl:

Fußbälle,
Fußballstiefel,
Schienbeinschützer,
Corneke usw.

Lawn-Tennis-Rackets,
Bälle und Netze,
Tennis-Schuhe,
Tennis-Blusen etc.

Wurfspeere, Angeln, Diskus, Nagelschuhe.

Angel-Geräte.

Katalog gratis und franco.

Bei Anfragen bitte sich auf die „Baltische Monatschrift“ zu beziehen.



A. DANZIGER,

Dampf-Färberei u. Chem. Reinigung,
seit 19. August 1910

Hoflieferant Ihrer Majestät der Kaiserin
Alexandra Feodorowna.

Fabriken in Riga, St. Petersburg, Moskau.

Filialen in Riga:

| | | | |
|---------------------|-----------|---|------------|
| Scharrenstraße 4. | Tel. 506. | Dorpat'erstraße 20. | Tel. 1697. |
| Alexanderstraße 31. | " 1698. | Sumorowstraße 17. | " 3137. |
| Alexanderstraße 89. | | Nicolaistraße 17. | " 4459. |
| Rausstraße 11. | " 1924. | Annahme u. Fabrik: Revalerstr. 5. L. 507. | |

Post-Adresse: Riga, Revalerstraße 5.

Für Postsendungen: Ermäßigte Preise.